

pro

Christliches Medienmagazin

2 | 2018

www.pro-medienmagazin.de

MACHT
FREUNDSCHAFT
EINSAMKEIT

MENSCH POLITIKER

Reinhard Grindel



DFB-
Präsident:
Hoffe auf
Kraft von
Jesus

Margot Käßmann



Theologin:
Kirche
braucht
Veränderung

Markus Söder



Minister-
präsident:
Die Bibel ist
spannend

Liebe Leserin, lieber Leser!

Vertragen sich Menschlichkeit und Macht? Und kann es echte Freundschaften im Politikbetrieb geben? Diesen Fragen geht die aktuelle Ausgabe von pro nach. Dabei zeigt sich ganz unverblümt, was enttäuschte Erwartungen, zerbrochene Freundschaften und Machtgerangel im politischen Berlin mit Menschen machen. Bei der Recherche ist unsere Autorin Anna Lutz auf nachdenkliche Persönlichkeiten gestoßen. Aber sie entdeckte auch Ruhepunkte und Begegnungsmöglichkeiten, in denen tiefe Beziehungen zu Gott eine Rolle spielen.



Enttäuschungen gibt es auch in der Bibel. Jesus selbst wurde maximal enttäuscht, als er die Jünger bat, ihn in seinen schwersten Stunden vor seinem Tod im Gebet zu

begleiten. Im Garten Gethsemane sagt der Sohn Gottes, er sei „zu Tode betrübt“ – und die Jünger beten nicht, sie schlafen. „Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?“, fragt er (Matthäus 26). Nie war der Sohn Gottes den verzweifelten und von Menschen enttäuschten Menschen so nah. Er ringt sogar mit Gott selbst. Und er ergibt sich in dessen Willen – aus Liebe zu den Menschen, um sie zu retten. Der Sohn Gottes hat es selbst erlebt, er versteht, was es heißt, von Menschen im Stich gelassen zu werden.

Häufig wenden sich pro-Leser an uns, um von Fernsehbeiträgen zu berichten, über die sie sich geärgert haben. Sie fragen, an welcher Stelle sie sich darüber beschweren können. Wir haben dies zum Anlass genommen zu erklären, welche Gründe für offizielle Beschwerden es gibt und wie man diese formal korrekt vortragen kann. Auch der Christliche Medienverbund KEP, unter dessen Dach die pro erscheint, macht von dieser Möglichkeit immer wieder Gebrauch – wir suchen den kritischen Dialog mit den Medienmachern.

Ein Grund zum Freuen: Bald beginnt die Fußball-Weltmeisterschaft in Russland. Viele Menschen werden das Großereignis verfolgen, es gibt aber – zu Recht – viele Kritiker, die die Vergabe der WM nach Russland nicht nachvollziehen können. So sehr der Kreml bemüht ist, das Land als weltoffen und die Bedingungen rund um die WM als einwandfrei zu präsentieren, so kritisch muss man nachfragen: Was ist dran an Bestechungsvorwürfen im Umfeld der WM-Vergabe? Zu ethischen Themen wie Ausbeutung und mangelndem Arbeiterschutz, aber auch dazu, was er über Jesus denkt, hat uns DFB-Präsident Reinhard Grindel Rede und Antwort gestanden.

Ihnen, liebe Leser, wünsche ich nun eine spannende Lektüre von pro. Ganz im Sinne unseres Titelthemas wünsche ich Ihnen, was Gott uns Menschen ans Herz legt (Micha 6,8): „Halte dich an das Recht, sei menschlich zu deinen Mitmenschen und lebe in steter Verbindung mit deinem Gott!“

Christoph Irion

Christoph Irion



Kurzmeldungen	4
Leserbriefe	25

POLITIK

Titel:

In der Schlangengrube	
Warum Menschliches in der Politik (k)einen Platz hat	6
Heimat-Ministerium? Gute Idee!	
Eine Kolumne von Wolfram Weimer	9
Der Unerhörte	
Ein Besuch bei Markus Söder (CSU)	10
„Religion ist bei den Grünen ein Konfliktthema“	
Kühler Kopf der Grünen: Konstantin von Notz	14
Der Löwe aus Mitternacht	
Der Schwedenkönig im Dreißigjährigen Krieg	16

GESELLSCHAFT

DFB-Chef: „Hoffe auf die Kraft von Jesus“	
Reinhard Grindel über die Fußball-WM in Russland	18

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



36



18



14

Die Kirche der anderen

Wenn der Pfarrer die Konfession wechselt
**„Welcher Kampf war der wichtigste,
 Frau Käßmann?“** 22

Eine taffe Frau geht in Ruhestand 26

Liebe überwindet den KGB

Ex-Spion Jack Barskys bewegtes Leben 30

Zuwendung auf Rechnung

Wenn Einsame Freizeit kaufen 32

Der blinde Fleck der Kirche

#churchtoo: Missbrauch in Gemeinden 34

**„Viele US-Christen nennen sich nicht mehr
 evangelikal“**

Willow-Creek-Gründer Bill Hybels im Interview 36

MEDIEN

Den Nächsten lieben wie mich selbst? Lieber nicht!

Ein Impuls von Jenifer Girke 39

Mit W-LAN in die Kirche

Pfarrer Rasmus Bertram experimentiert gerne 40

Beschwerden, aber richtig

Wie eine Programmbeschwerde funktioniert 42

KULTUR

Eine frohe Botschaft, die verzaubert

Illusionskünstler Matthias Drechsel verkündet
 das Evangelium 44

Musik, Bücher und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

IMPRESSUM



christlicher
 medienverbund
 kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.

Postfach 1869 | 35528 Wetzlar

Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157

Vorsitzende Michael Voß | Geschäftsführer Christoph Irion

Redaktion Martina Blatt, Moritz Breckner (CvD), Nicolai Franz, Daniel

Frick, Elisabeth Hausen, Anne Klotz, Anna Lutz, Michael Müller, Stefanie

Ramsperger (Redaktionsleitung), Norbert Schäfer, Jörn Schumacher,

Jonathan Steinert, Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias

E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152

Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de

Internet www.pro-medienmagazin.de

Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP

Druck L.N. Schaffrath GmbH & Co. KG DruckMedien, Geldern

Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |

IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F

Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)

Titelfoto picture alliance

Gedenkfeiern für Jahrhundert-Evangelist Billy Graham

Mit einer evangelistischen Trauerfeier ist in den USA der Baptistenpastor Billy Graham beigesetzt worden. Graham starb am 21. Februar im Alter von 99 Jahren. Er galt als einer der einflussreichsten Geistlichen des 20. Jahrhunderts. US-Präsident Donald Trump würdigte Graham bei einer Feier in Washington als „Botschafter Christi“. Auch die ehemaligen Präsidenten George W. Bush und Bill Clinton nahmen an Grahams Sarg Abschied. Sohn Franklin Graham nutzte die Trauerfeier für einen evangelistischen Aufruf: „Wenn Gott heute zu euch spräche, würde er fragen: Wirst du auch eines Tages im Himmel sein?“ Jesus rufe die Menschen auf, ihm heute zu folgen, erklärte der Präsident der Billy Graham Evangelistic Association und der christlichen Hilfsorganisation Samaritan's Purse. Die Trauerfeier wurde per Internetstream in die ganze Welt übertragen. | MORITZ BRECKNER

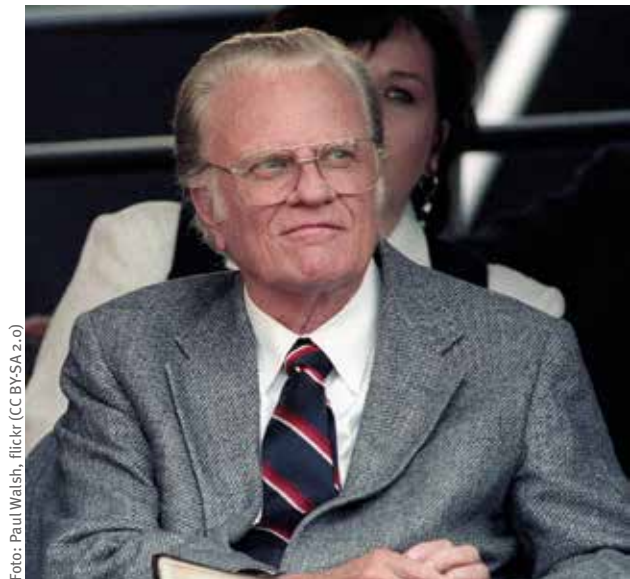
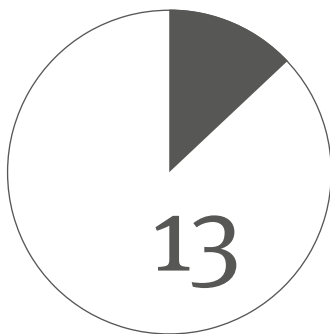


Foto: Paul Walsh, flickr (CC BY-SA 2.0)

Im Alter von 99 Jahren verstorben: Billy Graham hat zu Lebzeiten unzählige Menschen zu Jesus geführt.



13 **prozent**

der 12- bis 17-jährigen Jugendlichen sind unglücklich, wenn sie keine Sozialen Medien nutzen können. Dies hat eine gemeinsame Studie der DAK Gesundheit und des Zentrums für Suchtfragen der Uniklinik Hamburg-Eppendorf ergeben. Demnach erfüllen 2,6 Prozent der Kinder und Jugendlichen die Kriterien für eine Abhängigkeit von den Sozialen Medien. Bei den Mädchen sind es 3,4 Prozent, bei den Jungs 1,9 Prozent. Hochgerechnet ergibt dies etwa 100.000 Betroffene. Die befragten 12- bis 17-Jährigen verbringen im Schnitt etwa zweieinhalb Stunden täglich mit Sozialen Medien. Mädchen nutzen entsprechende Angebote öfter (knapp über drei Stunden) als Jungs (2,5 Stunden). Die mit weitem Abstand beliebteste Anwendung ist WhatsApp, gefolgt von Instagram und Snapchat. Für die Studie wurden 1.001 Heranwachsende befragt. Sie stellt auch einen Zusammenhang zwischen zunehmender Social-Media-Abhängigkeit und Depressionen her. Knapp ein Viertel der Befragten bekommt wegen der Nutzung Sozialer Medien manchmal, häufig oder sogar sehr häufig zu wenig Schlaf. Jeder zwölfte Befragte ist mit allen Freunden ausschließlich über Soziale Medien in Kontakt. Fünf Prozent der Befragten haben kein Interesse an anderen Hobbys oder Beschäftigungen, weil sie lieber Social Media nutzen. | JOHANNES WEIL

Drei Fragen an ...

... **Danielle Strickland**. Die kanadische Autorin diente mehr als 20 Jahre als Offizierin in der Heilsarmee, setzt sich für Menschen ein, die am Rand der Gesellschaft stehen, und ermutigt zu einem unkonventionellen Blick auf das Evangelium.

pro: Frau Strickland, wie sollten wir mit der globalen Flüchtlingskrise umgehen?

Danielle Strickland: Es ist wirklich komisch, aber ich bin begeistert und hoffnungsvoll, wenn ich an die Flüchtlingskrise denke. Es gibt wirtschaftliche und soziale Kosten, aber die bringen uns nicht um. Eine ganze Generation an Kirchgängern hat gebetet, dass Gott einen Weg zeigt, um das Evangelium zu einem Teil der Welt zu bringen, wo es bislang nicht hingelangen konnte. Jetzt gibt es die Möglichkeit, die Menschen mit dem Evangelium zu erreichen. Das ist eine Gelegenheit für das Evangelium und auch für die Kirche. Mein Rat an die Kirche ist: Hab keine Angst, begeistere dich und werde aktiv!

Ihr Buch, das nun auch in Deutschland erschienen ist, heißt im Original „A beautiful mess“. Wie kann Chaos schön sein?

Gott hat diese Welt aus dem Chaos heraus geschaffen. Die Bibel sagt in 1. Mose 1, dass zuerst wüste Finsternis war, was die Beschreibung von Chaos ist. Und die Bibel sagt auch, dass Gottes Geist über dem Chaos schwebte und daraus Licht und Leben erschuf, und Himmel und Feste und all die schönen Dinge.

Es gibt Punkte in unserem eigenen Herzen, die mit Chaos gefüllt sind, die wir als Finsternis beschreiben. Wir tendieren dazu, sie zu bedecken oder zu ignorieren. Wenn wir das tun, weil wir vor dem Chaos in uns Angst haben, stoppen wir das Wirken des Heiligen Geistes. Gott möchte, dass wir anfangen, dieses Chaos freizulegen und mit dem Geist Gottes zusammenzuarbeiten – und daraus etwas Schönes zu schaffen.

Mit Ihrem neuen Projekt „Amplify Peace“ (Frieden mehr) haben Sie Frauen als Friedensstifter im Fokus. Warum?

Eines der Dinge, die Jesus und Gott zu tun lieben, ist, die Hierarchien der Welt umzudrehen. Jesus machte das die ganze Zeit, sogar als er seine Jünger und Apostel auswählte. Er setzte Sklaven mit römischen Offizieren gleich. Frauen weltweit, besonders in Konfliktzonen, sind die am meisten unterdrückten Menschen. Die Ungleichheit von Frauen ist eine der größten Ungerechtigkeiten auf dem Planeten. Es sieht Gott ähnlich, die am stärksten unterdrückte Gruppe von Menschen zu nutzen, damit sein Königreich auf die Erde kommen kann. | **DIE FRAGEN STELLTE MARTINA BLATT**



Foto: Claudia Bömer/Willow

Danielle Strickland lebt in Toronto und setzt sich für unterschiedliche humanitäre Projekte ein. Die 45-Jährige ist Botschafterin von „Stop The Traffik“, einer weltweiten Kampagne gegen Menschenhandel.

Presserat rügt wegen mangelnder Sorgfalt

Presseorgane haben 2017 am häufigsten gegen die Prinzipien der Sorgfaltspflicht, der Trennung von Werbung und Redaktion und den Schutz der Persönlichkeit verstoßen. Als Beispiel nannten die Vertreter des Presserats bei der Vorstellung ihres Jahresberichts die Berichterstattung über Terroranschläge. So habe eine Boulevardzeitung zu einem islamistischen Anschlag in Manchester im Mai Facebook-Bilder von minderjährigen Opfern veröffentlicht, ohne die Zustimmung der Eltern einzuholen. Keine Konsequenzen zog der Presserat anlässlich Beschwerden über ein Cover des Magazins Der Spiegel, das US-Präsident Donald Trump als Terroristen mit dem abgetrennten Kopf der Freiheitstatue in der Hand zeigte. Das Cover sei ein „zulässiger Beitrag im Rahmen der Berichterstattung“. Insgesamt sprach der Presserat 21 öffentliche Rügen und 58 Missbilligungen aus. Als Erfolg sehen die Verantwortlichen Änderungen des Pressekodex bei der Berichterstattung über Straftaten. Journalisten sollen die Zugehörigkeit der Täter zu einer Minderheit nur dann erwähnen, wenn ein „öffentliches Interesse“ besteht. Zuvor war in der Richtlinie von einem notwendigen „begründeten Sachbezug“ die Rede. So soll vermieden werden, dass die Presse Vorurteile gegen Minderheiten schürt. Seit der Änderung seien die Beschwerden zu diesem Thema zurückgegangen. Der Presserat führte dies auf mehr Klarheit durch die neue Formulierung zurück. | **ANNA LUTZ**



Foto: Deutscher Presserat

Lutz Tillmanns ist Geschäftsführer des Deutschen Presserats. Dieser fordert mehr Sorgfalt von Presseorganen.



Foto: Deutscher Bundestag/Achim Melde

In den höchsten Ämtern der Politik herrscht zuweilen ein rauher Ton. Begleitet werden Konflikte vom Scheinwerferlicht der Medien.

Im Februar endete die Freundschaft zwischen Martin Schulz und Sigmar Gabriel mit einem Paukenschlag. Der damalige Noch-Außenminister ließ seinen politischen Weggefährten über die Medien wissen, dass seine Tochter es mehr schätzt, wenn der Papa Zeit mit der Familie verbringt, als mit dem „Mann mit den Haaren im Gesicht“. Vorangegangen war Schulz' Erklärung, er wolle das Amt Gabriels übernehmen – laut Letzterem und vielen anderen ein schwerer Wortbruch, denn Gabriel selbst wäre gerne Außenminister geblieben und Schulz hatte ihm dies wohl auch zugesagt.

Die Causa Gabriel-Schulz war nicht nur deshalb ein Skandal, weil Deutschlands höchster Diplomat seine Tochter vorschickte, um einen Konkurrenten zu demütigen, oder weil einer, der mal Kanzler werden wollte, sich offensichtlich selbst ein Amt zuschufelte. Sondern auch, weil die SPD sich im Prozess der Regierungsbildung mit der Union befand und Personalstreitigkeiten sich vor der Basis-Abstimmung über eine Große Koalition eigentlich verboten hätten. Zu fragil war die Lage der Sozialdemokraten. Wäre es statt zur Regierungsbildung zu Neuwahlen gekommen, hätte die AfD ihnen wohl den Rang als zweitstärkste Partei abgelaufen. Doch dank verletzter Gefühle, Eigennutz und einer Überdosis Testosterons wurde Deutschland Zeuge davon, wie sich zwei ehemalige SPD-Hoffnungsträger öffentlich zersägten und sich nicht nur gegenseitig, sondern auch ihre Partei mit in den Abgrund rissen. Daran änderte auch die

Tatsache nichts, dass Schulz zu Gabriels Vorwürfen schwieg und Gabriel sich seinerseits wenige Tage später beim Kollegen entschuldigte. Beide hat das Zerwürfnis nicht nur die Freundschaft, sondern auch das Amt gekostet.

Es war die Eskalation eines jahrelangen Kampfes der zwei Männer um politische Posten: Beide wollten Spitzenkandidaten der SPD im Wahlkampf werden – Gabriel ließ Schulz damals den Vortritt und dieser scheiterte bei der Bundestagswahl. Beide wollten ihre Partei führen – am Ende geht der Vorsitz wohl an Andrea Nahles. Und beide wollten Außenminister unter Angela Merkel sein. Geworden ist es Heiko Maas. Nun stehen sie vor den Überresten ihrer Laufbahn. Am 13. Februar erklärte Schulz seinen Rücktritt als Vorsitzender der SPD. Immer wieder stockte ihm die Stimme, als er sagte, er scheide ohne Bitterkeit aus dem Amt. „Natürlich bekommt man Wunden mit, aber die Zeit wird sie heilen“, sagte Schulz und bemühte sich mit einem knappen Schulterzucken um den Anschein von Lässigkeit. Dabei war nicht nur Politikinsidern nach seinem Auftritt klar: Dieser ehemalige EU-Parlamentspräsident hat – zumindest beruflich – alles verloren. Ebenso wie Sigmar Gabriel, immerhin ein ehemaliger Vizekanzler. Geblieben ist den einstigen SPD-Aushängeschildern ihr Bundestagsmandat. Aussichten auf politische Ämter haben beide nicht mehr.

Noch im Februar wandte sich Schulz' Schwester Doris Harst erbost an die Öffentlichkeit: Die SPD habe sich im Umgang mit



„Nur belogen und betrogen worden“: Martin Schulz und Sigmar Gabriel stritten vor den Augen der Öffentlichkeit.



Konstantin von Notz und Robert Habeck (v.l.): zwei grüne Spitzenpolitiker, gute Freunde, aber auch Konkurrenten

Fotos: picture alliance

In der Schlangengrube

Sigmar Gabriel und Martin Schulz waren Hoffnungsträger, Spitzenpolitiker und SPD-Alphatiere – bis ihre Konkurrenz und ein öffentlich ausgetragener Streit um das Außenministerium sie die Ämter kostete. Ihr Fall wirft die Frage auf, ob es in der großen Politik mit all ihrer Härte menschlich und ehrlich zugehen kann. pro hat im Bundestag nach Antworten gesucht. | VON ANNA LUTZ

ihrem Bruder als „echte Schlangengrube“ erwiesen, sagte die Sozialdemokratin der Zeitung Welt am Sonntag. Die Parteikollegen hätten ihn „zum Sündenbock für alles“ gemacht. „Mein Bruder ist nur belogen und betrogen worden“, sagte sie. Die Politik – eine Schlangengrube? Ist das nicht ein böses Klischee? Andererseits: Kann es Freundschaften und Vertrauen geben in einer Sphäre der ständigen Konkurrenz um Posten und Mandate? Beispiele für Hahnen- und Hennenkämpfe gibt und gab

„Die Mechanik ist auch mal grausam.“

es viele und quer durch alle Parteien: Horst Seehofer und Markus Söder, Bernd Lucke und Frauke Petry, Guido Westerwelle und Jürgen Möllemann.

„Das ist schon krass“, sagt Konstantin von Notz, Vizefraktionschef der Grünen im Bundestag. pro trifft ihn Anfang März in seinem Bundestagsbüro und bittet ihn um eine Einschätzung des Falles Schulz-Gabriel. „Wenn es in der Politik um diesen höchsten Posten geht, ist die Mechanik auch mal grausam und kann einen das Amt kosten“, kommentiert er. Der 47-jährige Protestant ist davon überzeugt, dass gerade Berufspolitiker Orte brauchen, wo sie sich frei äußern und Ideen bewegen können,

ohne Sorge haben zu müssen, dass es am nächsten Tag in der Zeitung oder in der Fraktionssitzung des politischen Gegners besprochen wird. „Man braucht Menschen, denen man voll vertraut. Ansonsten wird man einsam und das Leben schrecklich.“

Er spricht aus Erfahrung. Seit 17 Jahren verbindet ihn eine enge Freundschaft mit dem Vorsitzenden seiner Partei, Robert Habeck. Gemeinsam haben sie in den 2000er Jahren ihren Landesverband Schleswig-Holstein neu aufgestellt. 2009 zieht von Notz über die Landesliste in den Bundestag ein und macht sich dort rasch als Netzpolitiker einen Namen. Habeck seinerseits wird 2012 Landwirtschaftsminister und stellvertretender Ministerpräsident in Schleswig-Holstein. Der Tagespiegel berichtet von der engen Verbindung der aufstrebenden Männer: „Sie stoßen zu Silvester um Mitternacht miteinander an, sie telefonieren in ihrer Freizeit und schmieden gemeinsam politische Pläne. Sie glauben an die Freundschaft, es soll kein Zweckbündnis sein.“ 2015 ändern sich die Dinge. Habeck will Spitzenkandidat der Grünen im Bund werden. Für ihn würde das außerdem bedeuten, dass der Landesverband ihm bei den Bundestagswahlen den Landeslistenplatz zwei und damit den Einzug in den Bundestag überließe: Von Notz wäre damit raus.

„Es war eine Zeitlang eine zweifellos harte Situation. Wir haben aber versucht, trotz allem klar miteinander umzugehen, und das ist uns auch gelungen“, sagt von Notz heute dazu. Doch die Situation zwischen den Freunden ist auch nicht eskaliert.

Habeck verliert bei der Urwahl der Bundestagsspitzenkandidaten gegen Cem Özdemir. Seit Januar ist er Vorsitzender seiner Partei – und hat vorerst kein Bundestagsmandat inne.

„Natürlich gibt es auch mal harte Konkurrenzen“, räumt von Notz ein. Es sei wie im Sport. „Ich kann mir meinen politischen Werdegang ohne echte Freundschaften und Allianzen nicht vorstellen“, sagt er. Trotz mancher Enttäuschung. Hat er einen sicheren Ort? Ja, da, wo er Menschen vertraue, antwortet er. Politische Weggefährten, Familie, Freunde. „Man braucht Menschen, die einen selbst kritisch spiegeln und einem auch mal Ratschläge geben, was man tun und was man lieber lassen sollte“, sagt er.

Oft sind das bei Spitzenpolitikern die Büroleiter, enge Vertraute, die ihre Chefs jahrelang begleiten und nicht selten mit ihnen die Karriereleiter hinaufsteigen. Bei Angela Merkel ist das Beate Baumann. Sie arbeitet seit über 25 Jahren für die heutige Kanzlerin. Andrea Nahles hat Lena Daldrup, Stephan Steinlein zieht die Strippen für Frank-Walter Steinmeier. Sie setzen die Termine der Staatsmänner und -frauen, entscheiden, welchem Medium Interviews gewährt werden, und geben Tipps, welche Themen dort am besten zur Sprache kommen sollten und welche nicht. Wo in den hohen Sphären der Politik die Luft dünn wird, reichen sie den Sauerstoff.

Das Gebet als sicherer Ort

Das Büro des CDU-Abgeordneten Frank Heinrich dominiert eine große Weltkarte. Im Vorzimmer hängen Fotos von glücklichen Eltern mit kleinen Kindern, Schnappschüsse fröhlicher Menschen bei Ausflügen, Bilder von Mitarbeitern, Freunden und das ein oder andere Foto des Politikers selbst. Was gibt ihm Halt, wenn es im Beruf hart zugeht? Die Sehnsucht nach der Ferne? Die Erinnerungen an die Beziehungen in der Heimat? Oder ist es der Glaube des ehemaligen Heilsarmeeoffiziers?

Sein sicherer Ort sei das Gebetsfrühstück, das Abgeordnete verschiedener Fraktionen in jeder Sitzungswoche organisieren. „Da geht es nicht in erster Linie um die Inhalte der Andachten, sondern dort treffe ich Gleichgesinnte“, sagt Heinrich, und weiter: „Da kann ich loswettern, ohne dass es mir jemand aufs Brot schmirt.“ Denn ja, es könne auch haarig zugehen in der Politik. Meistens sei das dann wie bei den Olympischen Spielen: Die Sportler kämpften bis aufs Messer, lägen sich hinter der Ziellinie aber in den Armen.

Doch auch Heinrich kennt es, wenn Menschen, mit denen ihn etwas verbunden hat, zu Konkurrenten werden. In seinem Chemnitzer Wahlkreis hat er bei der vergangenen Bundestagswahl knapp das Direktmandat gewonnen, das ihm seinen Sitz im Parlament sicherte. Nico Köhler erhielt nur 2,5 Prozentpunkte weniger. Dabei war er lange Zeit ein Parteikollege Heinrichs – bis er anderthalb Jahre vor der Wahl zur AfD wechselte. Am Ende machten nur 3.500 Stimmen im Wahlkreis den Unterschied und das Ergebnis stand erst nach Auszählung der Briefwahl fest, also spät am Abend. Heinrich musste zittern, Köhler stellte die Wahl öffentlich in Frage. Das sei für ihn schwierig gewesen, sagt Heinrich.

„Wir waren nie sehr eng miteinander, aber es war auch nie ein schlechtes Verhältnis“, erinnert er sich an die gemeinsame Zeit in der CDU. Andererseits seien Verwerfungen wie diese in der Politik nicht ungewöhnlich. Akzeptieren kann er das, auch als

Christ. „Das Liebesgebot nehme ich sehr ernst. Es bedeutet für mich aber nicht, dass ich diese Person besonders mögen muss. Sondern es heißt, dass ich mich an biblische Prinzipien von Fairness halte – also etwa offen und ehrlich mit Menschen zu sprechen und nicht hinter deren Rücken.“

Tatsächlich ist das Gebetsfrühstück, das Heinrich so schätzt, nicht der einzige Ort, an dem Christen im Deutschen Bundestag ihren Glauben gemeinsam ausleben und so auch etwas Ruhe im parlamentarischen Trubel finden können. Im eigens eingerichteten Andachtsraum des Deutschen Bundestages organisieren die politischen Büros von Katholischer und Evangelischer Kirche in Berlin regelmäßig Andachten. In Zukunft wird sich auch der Beauftragte der Vereinigung Evangelischer Freikirchen, Peter Jörgensen, daran beteiligen. Auch Abgeordnete halten Andachten. Ein bis zwei Dutzend von ihnen nehmen regelmäßig auf den hohen und harten Holzstühlen im Raum gleich neben dem Plenarsaal Platz. Norbert Lammert soll einmal gesagt haben, der fromme Rückzugsort sei nicht umsonst auf Höhe des Plenarsaals, denn die Orientierung der Parlamentarier speise sich neben der Kultur ebenso aus der Religion.

Fünf übergroße Kunstwerke sind der einzige Schmuck des Andachtsraums: Abstrakte Werke des Künstlers Günther Uecker. Eines zeigt ein angedeutetes Kreuz aus Nägeln, ein anderes Metallspitzen, die sich durch Holz bohren. Ein Kantor begleitet die kurze christliche Morgenfeier an der Orgel, die Christen singen, beten und lauschen einer achtminütigen Ansprache. Mehr Zeit bleibt nicht, bevor die Parlamentarier um kurz vor neun den Weg in den Plenarsaal antreten sollen. „Aber was Sie in acht Minuten nicht sagen können, können Sie auch in dreißig nicht sagen“, erklärt Joachim Ochel, Referent im Berliner Büro der Evangelischen Kirche, der an diesem Morgen die Andacht hält. Darin geht es um das Weizenkorn aus dem Johannesevangelium, das in der Erde erstirbt und daraufhin Frucht bringt. Bei seinen Worten denkt man automatisch an all diejenigen Politiker, die zumindest in einer neuen Regierung keine Frucht mehr bringen dürfen: Sigmar Gabriel, Hermann Gröhe, Thomas de Maizière. „Im Inner Circle der Macht geht es hart zu“, sagt Ochel. Die Kirche biete einen Ort mitten im politischen Betrieb, „wo Abgeordnete nicht als Funktionsträger angesehen werden, sondern ganz Mensch sein können“.

Glockengeläut unterbricht den politischen Alltag

Den Beginn der Veranstaltungen an Donnerstagen und Freitagen der Sitzungswochen kündigen die Kirchenglocken des Kölner Doms an. Über Lautsprecher ist das Geläut von Band im ganzen Reichstagsgebäude zu hören – ebenso wie der Alarm, der Abgeordnete zu Abstimmungen ins Plenum ruft. Gerüchten zufolge sind die Signale schon verwechselt worden, sodass statt dem schrillen Ruf zur Urne plötzlich Glocken erklangen. Ein schönes Bild für das, was Ochel eine „heilsame Unterbrechung“ nennt. Eine solche soll auch der Besuch im Andachtsraum bieten. „Das ist unsere Gemeinde hier“, sagt Ochel, der den Politikern auch seelsorgerlich zur Seite steht. Oft seien das nur kurze Gespräche zwischen zwei Terminen. Doch selbst das sei viel wert, denn die Kirche biete etwas, das im Rampenlicht der großen Politik selten sei: Einen sicheren Ort der Verschwiegenheit. ■

Heimat-Ministerium? Gute Sache!

Der Koalitionsvertrag sieht die Rückkehr des Heimat-Begriffes in die große Politik vor. Werte wie Glaube, Familie und Heimat werden wieder mehr geachtet. Gut so. | **VON WOLFRAM WEIMER**



„Heimat ist eine Sehnsuchtslandschaft der Gefühle“, sagte Kulturwissenschaftler Heinz Schilling. pro-Kolumnist Wolfram Weimer findet es gut, dass viele Menschen sie wieder mehr achten.

Für das deutsche Bürgertum steht Heimat für Verwurzelung und Geborgenheit. Vom Schriftsteller Jean Améry stammt die Umschreibung für Heimat: „So wie man die Muttersprache erlernt, ohne ihre Grammatik zu kennen, so erfährt man die heimische Umwelt. Muttersprache und Heimatwelt wachsen mit uns, wachsen in uns hinein und werden so zur Vertrautheit, die uns Sicherheit verbürgt.“

Nun ist Heimat gerade sehr in Mode. Im Retro-Glanz stehende Lokalkolorite sind schicker Alltag geworden. Altholzdielen knarren in Penthouse-Wohnungen, der Markt der Heimatmagazine und Heimatkrimis boomt, das Fernsehen lokalisiert von der Bayern-Soap „Dahoam is Dahoam“ bis zum Eifel-Krimi in der ARD. Und Heimatfilme im Kino dürfen wieder so heißen. Selbst lokal-traditionelles Essen ist Kult. Junge Hamburger kochen wieder Labskaus, Frankfurter suchen Kräuter für ihre Grüne Soße, lokale Biere wie „Rot- und Tannenzäpfle“ und „Astra“ sind Kultprodukte. Über dem Klavier im Szenecafé hängen alte Familienfotos, und zum Abiball zieht man in Bayern wieder Dirndl an. Heimat als Lifestyle gewinnt an Bedeutung. Wir sehnen uns nach einem kleinen Stück Idylle im von Stress geplagten Großstadtleben.

Gewiss, die globalisierte Beschleunigung verunsichert, und die Sehnsucht nach beständigen Werten, nach Gewissheit in einer gefühlten Welt der Heimatlosigkeit wächst. Der Wertkonservative hat

in seiner Heimat schon immer Zuflucht gefunden, aber nicht wie mit einem Orden am Revers, sondern als ein Rückgrat seiner Selbst. Der Kulturwissenschaftler Heinz Schilling erklärt: „Heimat ist eine Sehnsuchtslandschaft der Gefühle.“ Heimat gibt eine wesentliche Antwort auf die Woher-Frage des Menschen. Wenn Modernisierer oder Kollektivierer die Heimat über Jahrzehnte hinweg diffamiert haben als Ort der Regression, der Engstirnigkeit, Spießigkeit, als einen reaktionären Ort, dann hat das Bürgertum sie instinktiv verteidigt als ein schätzenswertes Reservat seiner Identität.

Und so freuen sich viele, dass die Heimat plötzlich beliebt ist – ihr Wert wieder populär ist. Die Sehnsucht nach den Wurzeln und dem Lokalkolorit ist ein gewaltiges Zeitgeist-Phänomen. Die Globalisierer fangen selber an, zu regionalisieren. So erklären sich auch die Nürnberger Bratwürste auf dem Burger bei McDonald's. In neuen Umfragen geben zwei Drittel der Deutschen an, dass Heimat im Zeitalter der Globalisierung für sie an Bedeutung gewonnen hat.

Die Politik reagiert darauf, indem die Heimat wieder eine politische Bezugskategorie wird. Damit kommen nach den ewig linken Leitbegriffen von Gleichheit und Umverteilung endlich auch bürgerliche Hauptmotive der Tradition, Identität und Wertorientierung wieder auf die Tagesordnung. Das Motto dieser Heimat-Comebacks könnte lauten: Es gibt keine Zukunft ohne Herkunft. ■



Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichnete Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. Er ist Gründungsherausgeber des Polit-Magazins Cicero und war unter anderem Chefredakteur des Magazins Focus. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien, so der Wirtschaftskurier und The European.

Foto: thinkstock, Gyszko



Der Unerhörte

„Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ Wo früher die Schätze der Nürnberger VR-Bank lagerten, hat Markus Söder einen Gebetsraum eingerichtet.

Markus Söder ist der zweite Protestant an der Spitze des Freistaates Bayern. Der CSU-Politiker gilt als machtbewusst, selbstdarstellerisch, provokant. Doch er hat auch eine andere Seite: Er predigt von der Liebe Jesu, besucht einen Gebetskreis und lauscht auf Autofahrten einer Hörbibel. Wie passt das zusammen? | von NICOLAI FRANZ

Treppe um Treppe geht es in den Keller, einem eilenden Markus Söder hinterher, bis der sein Ziel erreicht hat. Eine dicke Stahltür, weit offen, hinter ihr ein leuchtendes Kreuz. Im Gebäude des bayerischen Finanz- und Heimatministeriums in Nürnberg, wo pro Söder kurz vor dessen Ernennung als Ministerpräsident trifft, war einst eine Bank zuhause. Früher schützte der Tresor noch die irdischen Schätze vor Langfingern, an diesem Tag betet dort der Ministeriumschef. Hier findet er Stille im eng getakteten Arbeitstag.

Doch halt – Markus Söder, ein nachdenklicher, besinnlicher Typ? Das Urteil vieler Medien könnte dem kaum stärker widersprechen: Skrupellos, schamlos, rücksichtslos sei er, das ganze Leben sei für ihn ein Wettbewerb. Da passt es nicht ins Bild, wie der Protestant von seinem Glauben spricht. Die Süddeutsche Zeitung etwa spottete, dass sich zwischen dem „Heiligen Markus“ und seinem Image eine Kluft auftue „wie zwischen Bambi und Godzilla“. Doch stimmt das auch?

In der Tat: In Sachen Machtbewusstsein und Zielstrebigkeit macht Söder so schnell niemand etwas vor. Sein weitverzweigtes Netzwerk quer durch den Freistaat hat er sich durch jahrelange Kleinarbeit aufgebaut. In Nürnberg erzählt man sich die Geschichte, Söder habe als Jungpolitiker einmal bei einem Kleingärtnerverein angerufen. Er habe von einem Grillfest gehört, ob er denn zum Fassanstich kommen solle. Die Kleingärtner zeigten sich offen, nur leider habe man kein Fass. Söder brachte kurzerhand selbst eins mit.

Der gelernte Jurist und Fernsehredakteur weiß, wie man Schlagzeilen macht, wie Bilder wirken – und macht sich das zunutze wie kein Zweiter. Legendär sind Söders Faschings-Auftritte in Veitshöchheim, Live-Sendungen mit Millionen von Zuschauern. Er mimte schon Homer Simpson, einen Punk, Marilyn Monroe, die Zeichentrickfigur Shrek, Mahatma Gandhi und sogar Edmund Stoiber, der über Söder sagt, er sei sein „politischer Ziehsohn“. 2018, als schon klar war, dass Söder Horst Seehofer nach jahrelangen Machtkämpfen als Ministerpräsident beerben würde, kam er als Prinzregent Luitpold von Bayern, natürlich mit vorbereitetem Statement für die Kameras. Der Prinzregent gefalle ihm, sagt er durch den angeklebten Rauschebart. Nach ihm sei die Prinzregententorte benannt. Es sei doch schön, so in Erinnerung zu bleiben. „Das ist jedenfalls besser als ein Denkmal, auf dem nur die Tauben sitzen.“

Als Finanzminister überreichte er die Förderbescheide zum Breitbandausbau höchstpersönlich an die Bürgermeister, natürlich mit pressewirksamem Foto für die Regionalzeitung. Die Internetseite des Ministeriums listet mehr als dreihundert Bilder davon, wie er die Bescheide übergibt: Söder mit dem Bürgermeister von Bad Kohlgrub, Söder mit dem Bürgermeister von

Zachenberg, mit dem von Stephansposching, Niederviehbach, Roththalmünster. Die frohe Kunde des schnellen Internets, ermöglicht durch den künftigen Landesvater, sie erreicht so auch die letzten Winkel des Freistaats.

Kritiker legen ihm solche wenig subtilen Werbeauftritte als Ausdruck eines negativen Charakters aus, finden ihn unerhört. Einen Ehrgeizling wie Söder muss es kränken, dass seine Selbstvermarktung in seriösen Medien oft unerhört bleibt. Dabei würden solche Imagemaßnahmen im hochprofessionalisierten Politikbetrieb der USA wohl weniger auffallen als im bisweilen hemdsärmeligen Alltag der Bundesrepublik, in der, sagen wir, Authentizität oft mehr zählt als durchgeplante Politikunterhaltung.

Der letzte, der hierzulande mit einem vergleichbaren Drang und Fähigkeit zur Selbstinszenierung auffiel, von dem spricht heute fast niemand mehr. Karl-Theodor zu Guttenberg erlebte nach seinem beispiellosen Aufstieg einen ebenso jähen Absturz, als bekannt wurde, dass er bei seiner Doktorarbeit geschummelt hatte. Das hat Söder nicht, er trägt seinen Titel noch. Und natürlich haben die Plagiatsjäger des „Vroniplag“ seine Dissertation über die wenig Nervenkitzel versprechende „Entwicklung der Kommunalgesetzgebung im rechtsrheinischen Bayern zwischen 1802 und 1818“ genauestens geprüft. Da kann sich Söder manchen Hinweis auf seinen einstigen Rivalen nicht verkneifen, auch nicht in der Kirche. „Man muss nicht promoviert haben, um zu glauben. Ich habe zum Beispiel promoviert und bin froh, das bis heute behalten zu haben“, sagte Söder in einer seiner Predigten.

Zu den Predigten, Söder spricht lieber von „Bekenntnisreden“, ist er nach seiner Berufung in die bayerische Landessynode gekommen, in der er bis Anfang 2018 arbeitete. Eine Kirche ist natürlich kein Bierzelt, das Söder mit seinem Witz und manch deftiger Breitseite sofort im Griff hat. Und doch wirkt es so, als habe er nie etwas anderes gemacht, wenn Söder über die Liebe Jesu, die Einzigartigkeit des Christentums und die zentrale Botschaft predigt: Jeder Mensch ist angenommen und wertvoll. Es zählt nicht die Leistung, sondern allein der Mensch.

Zur frohen Botschaft gehört Humor

Möglich, dass Söder auch solche Worte nach ihrem Effekt abwägt. Doch man muss schon boshaft sein, um anzunehmen, sie kämen nicht auch aus seinem Herzen. Wenn manche anderen Politiker jeglicher Couleur predigen, verlieren sie sich oft in Allerwelts-Phrasen wie der bahnbrechenden Erkenntnis, dass wir in einem christlich-jüdisch geprägten Land leben und dass christliche Werte wie Nächstenliebe wichtig seien, wohl auch um wenig Angriffsfläche zu bieten. Söder hingegen stellt sich vor die erlauchte intellektuelle Prominenz der Evangelischen Akademie Tutzing und spricht über sein Gebetsleben. Dass er sich früher nicht traute, Gott mit seinen Alltagssorgen zu belästigen, nun aber das vertrauensvolle Zwiegespräch mit Jesus sucht. Wer öfter auf solchen Veranstaltungen ist, weiß, wie selten wirklich persönliche Glaubenszeugnisse im amtskirchlichen Bereich sind.

Wie seine Bierzeltreden sind auch Söders Predigten mit dem ihm typischen Humor gewürzt, ob bei Veranstaltungen der Christlichen Polizeivereinigung in der Freien evangelischen Gemeinde Nürnberg, auf dem Kongress christlicher Führungskräfte



Fotos: privat



Foto: Bistum Regensburg

Markus Söder will den Freistaat höchstens zehn Jahre lang leiten – im Gegensatz zu Prinzregent Luitpold (Söder beim Fasching 2018, links): Der regierte bis zu seinem Tod mit 91. Über Homer Simpson (Söder 2017 mit seiner Frau Karin Baumüller-Söder, Mitte) sind derartige Avancen nicht bekannt. Auf Kanzeln spricht der Protestant ungeschminkt, aber mit Humor (rechts, 2017 in St. Emmeram).

te, in der Münchner Erlöserkirche oder in der katholischen Basilika St. Emmeram in Regensburg. „Manche Prediger tragen die frohe Botschaft mit einer Gesichtsmiene vor, dass man nur von einer Text-Bild-Schere sprechen kann.“ Ein typischer Söder.

Es ist Ende Februar, Söders damalige Arbeitsstätte, das Finanz- und Heimatministerium, liegt im Herzen der Nürnberger Altstadt. Groß gewachsen ist er, ähnlich wie sein Dauerkon-

„Manch einer sagt, Monotheisten seien alle gleich – das stimmt aber nicht. Jesus macht den Unterschied.“

kurrent Horst Seehofer. Söder hat mehr Lach- als Sorgenfalten im Gesicht. Im Gespräch wirkt er entspannt, auch wenn er sofort zur Sache kommen will. In freien Sekunden kontrolliert er sein Smartphone. Rechts neben seinem Schreibtisch steht ein bunt verziertes Holzkreuz. Wenn es nach Söder geht, hängt bald in allen öffentlichen Gebäuden Bayerns ein solches. „Ich fühle mich wohler, wenn ein Kreuz in der Nähe ist“, sagt er. Ein Symbol der Menschenwürde sei das, es zeige, dass der Mensch einen Wert habe, egal, ob er groß, schön, stark oder schwach ist. Immerhin verlange Söder ja nicht, dass wie in anderen Ländern das Porträt des Präsidenten an die Wand gehöre. „Ein Kreuz jedoch würde mir gefallen.“ Auf seinem Münchener Schreibtisch liegt eine Lutherbibel in der Übersetzung von 2017, in die er immer mal wieder schaut. Am liebsten lauscht er aber einer Hörbibel, wenn er auf langen Autofahrten unterwegs ist. Sein Lieblingsevangelium ist das von Matthäus, sagt er, weil die Geschichten von Jesus dort besonders schön erzählt werden. „Wer mehr Drama und Science-Fiction will, kann sich auf einer lan-

gen Fahrt auch die Offenbarung des Johannes gönnen. Die Bibel ist spannender, als man denkt.“ Söders Mitarbeiter hören dann natürlich zwangsläufig mit, wenn aus den Lautsprechern der Dienstlimousine die Siegel- und Posaunengerichte ertönen. „Hat aber bisher noch keinen gestört.“

Ob er auch mal als Jesus zum Fasching nach Veitshöchheim gehen würde? Schlagzeilen wären ihm sicher. „Das wäre absurd und anmaßend“, eine Frage des Respekts. Sein eigener Glaube basiere sehr stark auf der Person Jesu Christi. „Manch einer sagt, Monotheisten seien alle gleich – das stimmt aber nicht. Jesus macht den Unterschied.“

Von Söders Schreibtisch aus blickt man gegenüber auf einen großen Bildschirm. Geht man nach dem gängigen Medienbild über Söder, müsste hier ein Actionfilm laufen, „Stirb langsam“ vielleicht, mindestens aber der Newsticker eines Nachrichtensenders. Stattdessen plantschen Pinguine im Wasser, das Hauptmenü der Natur-Doku „Planet Erde“. Mag sein, dass selbst die Auswahl der DVD eine imagebildende Maßnahme ist. Mag aber auch sein, dass manche Journalisten vor lauter Misstrauen auch da Inszenierung sehen, wo keine ist.

An der Kirche stört ihn, wenn sie bestimmte politische Positionen als die einzigen wahrhaft christlichen darstelle, etwa in der Flüchtlingsfrage. „Wir sind nicht bei ‚Deutschland sucht den Superchristen‘, wo eine Jury festlegt, ob man auch richtig glaubt.“ Söder sitzt an seinem gläsernen Besprechungstisch, ein Bein über das andere geschlagen, mit einer Hand gestikulierend. In Deutschland gelte das humanste Flüchtlingsrecht der Welt. Nicht die Grenzöffnung 2015 sei der Fehler gewesen, sondern die Grenze nachher nicht mehr zu schließen. Wenn jemand nicht rechtmäßig hier sei oder gar seine Identität fälsche, könne das nicht akzeptiert werden. Söder findet, die Kirche solle „mehr missionieren als politisieren“.

Franz-Josef Strauß über dem Teenie-Bett

Sein katholischer Vater stand dem Glauben eher fern, im Gegensatz zu seiner Mutter, einer gläubigen Protestantin. Jeden

Abend betete sie mit dem kleinen Markus: „Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm.“ Doch nach der Konfirmation geriet sein Kinder- und Jugendglaube mehr und mehr ins Abseits. An die erste Stelle trat das politische Interesse. Über dem Bett an der Dachschräge seines Kinderzimmers begrüßte den Teenager jeden Morgen ein riesiges Porträt des CSU-Übervaters Franz-Josef Strauß. Schon 1994 stand Söder kurz vor seiner ersten Landtagswahl. Die Türen schienen ihm offen zu stehen, seine Zukunft voller Möglichkeiten. Bis seine Mutter drei Wochen vor seinem großen Tag plötzlich verstarb. Neben ihrem Krankenbett hing ein Wahlplakat ihres erst 27-jährigen Sohnes. Am Morgen ihres Todes hatte man aufgeräumt, Söder fand das Plakat eingerollt und in einer Tasche verpackt. Der Tod der Mutter traf ihn mit voller Wucht, sein Leben geriet ins Wanken. „In dieser Zeit ist mein Glaube wieder geweckt worden“, sagt Söder.

Heute besucht er regelmäßig einen Gebetskreis, in dem er der einzige Politiker ist. Durch ihn hat Söder mehr Mut zum Bekenntnis und zum Gebet gefunden. Sie treffen sich zu viert, starten mit einem Frühstück, sprechen über den Glauben und Alltagsanliegen, sie beten füreinander. Wie in einem Hauskreis. „Eine seelische Vitaminspritze in den Tag“, nennt Söder das.

16. März, München, Bayerischer Landtag. Söder beißt sich auf die Lippen, den Blick nach unten aufs Pult gerichtet, als Landtagspräsidentin Barbara Stamm anhebt: „Auf Herrn Dr. Markus Söder entfielen ... 99 Stimmen.“ Applaus brandet auf, Söder lehnt sich langsam zurück, noch angespannt, und verpasst dem

Landtagstisch mit der flachen Rechten eine saftige Watschn. Geschafft. Ministerpräsident. Die Anspannung weicht einem Lächeln. Es wäre untertrieben zu sagen, dass Söder auf diesen Moment gewartet hat. Nun ist er der zweite Franke und Protestant nach Günther Beckstein als Chef des Freistaats. Dazu gehört der unbedingte Wille zur Macht, den Söder zweifellos hat. Dazu gehören harte Entscheidungen, zwischenmenschliche Enttäuschungen. Kommt man, zumal als Christ, nicht manchmal ins Zweifeln, bei diesem Spiel mitzumachen? Oder, noch krasser, als derjenige bekannt zu sein, der das Handwerk mit am besten beherrscht? Söder sieht das eher entspannt. „Als Jesus die Händlerische im Tempel umgeworfen hat, glich das auch einem Haifischbecken.“ Die meisten Politiker seien aber grundanständige Leute.

Im „Tresor des Lichtes“ im Finanzministerium weiß sich Söder für das Foto sofort zu positionieren. Er nimmt auf der Bank im Innern des Holzkreuzes Platz. Er schaut gelassen in die Kamera. Dann stellt er sich zwischen Madonna und Lichtkreuz. Das Foto ist im Kasten, da bemerkt er, wenn er schon mal hier sei, werde er auch gleich beten. Söder dreht sich um, schließt die Augen und neigt sich. ■

Lesen Sie ein ausführliches pro-Interview mit Markus Söder online: <http://bit.ly/markussoeder>

Anzeige

NEUE und top-aktuelle Kolumnen!

Das Buch des Jahres!

40 neue Klartext-Kolumnen vom Spiegel-Bestsellerautor.

40 aktuelle Mogelpackungen:

Sicherheit, die keine ist. Flüchtlingsströme, die keiner will.

Kinder, die keine sein dürfen. Choräle, die zu Gender-

Liedchen werden. Denglish als Kirchensprache.

Wolf Biermanns Osterbekenntnis. Geschönte

Kriminalitäts-Statistik. Negativzinsen.

Lebensmittel als Wegwerfware ...

An Hahne scheiden sich die Geister: Wachser

Blick, kritische Stimme, klarer Standpunkt.

**BASTEI
LÜBBE**
www.luebbe.de

Nur
€ 10,-



„Religion ist bei den Grünen Konfliktthema“

Konstantin von Notz ist nicht nur Vizechef der Grünen im Bundestag – sondern dort neuerdings auch für Fragen der Religion zuständig. Mit pro hat der Protestant darüber gesprochen, warum das Thema Glaube Zankapfel in seiner Partei ist, wie weit der Spaß bei Religionssatire gehen darf und wo die Kirche in Sachen Digitalisierung dazulernen muss. | DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ

pro: Herr von Notz, in dieser Legislaturperiode beerben Sie Volker Beck im Amt des Religionsbeauftragten in der Grünen-Fraktion. Es mangelt Ihnen nicht an anderen Ämtern, warum übernehmen Sie ausgerechnet dieses wenig prestigeträchtige Ressort?

Konstantin von Notz: Ich habe seit langem eine hohe Affinität zu diesem Thema. Ich komme aus einem nichtkirchlich geprägten Haus, wurde als kleines Kind nicht getauft. Meine liberalen Eltern haben mich aber dennoch in den Konfirmandenunterricht geschickt und da habe ich mich wohlgefühlt und mich aus eigener Überzeugung taufen und konfirmieren lassen. Ich habe Zivildienst in der Bahnhofsmision in Frankfurt gemacht und interessiere mich seitdem – auch juristisch – für die politische Seite von Religion und deren Einfluss auf Politik.

„Ich hatte die Hoffnung, dass das Lutherjahr für die Kirche einen neuen Ansporn setzt, nach dem Motto: Vom Buchdruck zur Digitalisierung – was bedeutet das für die Kirche? Die Chance ist leider erstmal verstrichen.“

Warum haben Ihre nichtkirchlichen Eltern Sie zu den Konfirmanden geschickt und was hat Sie dort gehalten?

Meine Eltern waren beide sehr liberal und fanden, man solle Kinder nicht in eine Form pressen, erst recht nicht bei so essen-

tiellen Fragen wie dem Glauben. Ich hatte das große Glück, in Frankfurt-Sachsenhausen eine Gemeinde mit einer sehr guten Jugendarbeit zu finden, und habe dann selbst lange Konfirmandenfreizeiten begleitet. Der Glaube und das Bedürfnis, mit jungen Menschen über Glaubensfragen zu sprechen, hat mich dort gehalten. Auch die Freizeiten, das gemeinsame Liedersingen, haben einen Nerv bei mir getroffen.

Sie sind Vater von zwei Kindern. Geben Sie Ihnen Glaubensinhalte weiter?

Meine Frau und ich haben das sehr intensiv diskutiert und uns letztendlich dazu entschieden, unsere Kinder taufen zu lassen. Aber wir wollen sie sehr liberal und offen erziehen. Sie sollen irgendwann selbst entscheiden, ob sie einer Kirche angehören wollen oder nicht. Wir nehmen sie manchmal mit in den Gottesdienst, aber wollen ihnen auch nichts vorschreiben. Eigenbestimmtheit ist in religiösen Fragen eine sehr wichtige Sache, finde ich.

Sie haben sich bereits als Netzpolitiker einen Namen gemacht. Gibt es Schnittstellen zwischen Religions- und Internetpolitik?

Ja. Die Digitalisierung durchwirkt unsere Gesellschaft bis in die letzten Verästelungen und damit natürlich auch die Religion. Ich glaube, dass die beiden großen Kirchen in diesem Prozess der Digitalisierung eine große Rolle spielen müssten. Immerhin haben wir es hier mit fundamentalen gesellschaftlichen Umbrüchen zu tun, die dramatischer sind als die der Industrialisierung.

In einem Essay in der Zeit bezeichnet der Autor Hannes Leitwein die Digitalisierung als einen zutiefst protestantischen Prozess, weil er „keine Trennung zwischen Sendern und Empfängern, keine Hierarchien, keine Orthodoxie“ zulasse. Der Evangelischen Kirche in Deutschland wirft er zugleich vor: „Anstatt die neuen Möglichkeiten in ihren Dienst zu stellen, herrschen Berührungsängste, Unverständnis und Desinteresse.“ Teilen Sie diese Kritik an der Kirche?

Ich würde es nicht so sehr als Kritik formulieren. Stattdessen möchte ich der Kirche Mut machen, sich endlich sehr viel stärker in diese Prozesse hineinzubegeben. Sie sollte versuchen, zu verstehen, was für Transformationsgewalten da am Werk sind: bei der Art, wie wir arbeiten, produzieren, kommunizieren, zu-

sammenleben, interagieren, Informationen rezipieren. Die Kirchen haben eine so relevante Rolle in unserer Gesellschaft als große Institutionen, dass sie sich dem zwingend stellen müssen. Zumal nicht gesagt ist, dass die Veränderungen durch die Digitalisierung nur positiv sind. Schauen Sie sich die Kämpfe um Demokratien westlichen Typs an, die wir gerade erleben. Die Frage „Was ist Wahrheit?“ ist allgegenwärtig. Der Rechtsstaat ist nicht mehr selbstverständlich. Das haben viele nicht verstanden und diskutieren lieber darüber, ob die Kinder in der Schule ein iPad brauchen. Das ist zweifelsohne auch wichtig, aber das Thema Digitalisierung ist sehr viel mehr.

Anders gesagt: Die Digitalisierung ist schuld daran, dass es heute mehr Politikverdrossenheit in Deutschland gibt?

Nicht nur. Aber wir wissen doch vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte, welchen Einfluss Medien auf politische Entwicklungen haben. Nicht umsonst haben wir in der Bundesrepublik einen Regulierungsrahmen für Medien, der seinesgleichen sucht. Das ist geschehen, um die Abgründigkeit dieser Machtinstrumente einzuengen. Für das Internet gibt es einen solchen Regulierungsrahmen noch nicht. Zugleich löst die Digitalisierung bei Teilen der Bevölkerung Veränderungsdruck und Angst aus. Auch dadurch werden Populismus und Extremismus befeuert – nicht nur in Deutschland.

Was ist die Aufgabe der Kirchen in diesem Prozess?

Zu fragen, inwieweit Christinnen und Christen Digitalisierung mitgestalten können, anstatt immer hinter der Entwicklung herzulaufen und sich darauf zu beschränken, WLAN in Kirchengemeinden zu installieren. Der Kirche fehlt eine umfassende Digitalisierungsstrategie. Es gibt einzelne Landeskirchen, die durchaus einen Blick auf das Thema haben. Ich will da auch nicht schwarzmalen. Aber insgesamt fehlt es der Kirche an einer Gesamtstrategie und einem Gesamtverständnis für das Thema. Aber damit stehen sie wirklich nicht alleine. Auch die Bundesregierung verfolgt bisher eher ein unterkomplexes Verständnis von den Dingen.

Religionskritiker und Religiöse unter einem Dach

Bei den Grünen gab es bis vor kurzem eine eigene Kommission zum Thema „Weltanschauungen, Religionsgemeinschaften und Staat“, der Sie angehörten. Warum ist das Thema Glaube Ihrer Partei so wichtig?

Bei den Grünen gibt es viele, die starke kirchliche Bezüge haben, aber genauso Menschen mit einer säkularen Prägung. Eine Reihe von Grünen haben Kirche als etwas Repressives erlebt und sich im Laufe ihrer politischen Entwicklung von ihr emanzipiert. Aber es gibt auch das Gegenteil bei uns: Menschen, für die Religiosität ein ganz wichtiger Teil ihres Lebens und politischen Wirkens ist. Auf unseren Parteitag ist seit langem zu beobachten, dass das Thema Religion immer wieder Grund für starke Konflikte war. Es gibt bei uns starke Kritiker des Kooperationsprinzips von Kirche und Staat mit guten Argumenten. Ich selbst aber bin der festen Überzeugung, dass der harte Laizismus wie etwa in Frankreich überhaupt nicht weiterhilft. Religionsgemeinschaften sollen eine Stimme im demokratischen Meinungsbildungsprozess mit zum Ausdruck bringen können. Weil das Thema Religion also bei den Grünen so kontrovers diskutiert wird, haben wir eine Kommission gegründet, die sich

speziell dieses Punktes, aber auch vieler anderer Fragen angenommen hat. Dadurch haben die Grünen eine gemeinsame Linie in sehr vielen religiös-politischen Fragen gefunden.

Und wie sieht die aus?

Wir schätzen das Recht auf Religionsfreiheit – und zwar die positive und negative – sehr hoch und sehen es als Gradmesser für gesellschaftliche Freiheit. Niemand soll sich mit seinen Überzeugungen verstecken müssen, das ist der Grundsatz einer Gesellschaft, wie wir sie uns wünschen.



Konstantin von Notz gilt als kühler Kopf der Grünen im politischen Berlin

Foto: picture alliance

Sie fordern mit Ihrer Kommission unter anderem die Streichung des Blasphemieverbots ...

Ich halte das Strafrecht nicht für ein effektives Mittel der Korrektur in diesem Bereich. Ich stehe zu dem Grundsatz: Satire darf alles. Und eben nicht nur fast alles. Im Zweifel müssen wir für die Freiheit eintreten, auch wenn das allen viel abverlangt. Schauen Sie sich an, was für Abgründe sich im Falle der französischen Satirezeitschrift Charlie Hebdo aufgetan haben ...

... Islamisten hatten 2015 das Verlagsgebäude in Paris überfallen und zwölf Menschen erschossen ...

Wer den Anspruch hat, mit seinem Weltbild, in dem er lebt, Hegemon zu sein, der wird sich schwer tun mit Kritik an selbigem. **Verletzt solche Satire nicht auch Ihre eigenen religiösen Gefühle als Christ?**

Das kann schon sein, aber in einer freien Gesellschaft müssen und können wir so etwas aushalten. Aber ich habe durchaus Verständnis dafür, dass andere sich verletzt fühlen, wenn zum Beispiel der Papst lächerlich gemacht wird oder der muslimische Prophet Mohammed. Aber das Strafrecht ist eben immer das schwächste Mittel, um solche Konflikte zu lösen.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Eine Soldatenrüstung, Kanonenkugeln und Erklärtafeln finden sich in der Gedenkstätte zum schwedischen König Gustav Adolf in Lützen bei Leipzig



Fotos: pro/Jörn Schumacher

Der Löwe aus Mitternacht

Ackerboden, so weit das Auge reicht, kein Berg, nicht einmal eine Erhebung bietet dem Auge Abwechslung. Doch hier auf dem Acker bei Lützen in der Nähe von Leipzig wurde eine denkwürdige Schlacht des Dreißigjährigen Krieges ausgetragen. Auf diesem Schlachtfeld starb der schwedische König Gustav Adolf, seither ein Held der Protestanten in Europa. | VON JÖRN SCHUMACHER

Auf diesem Landstück stürmten im Jahr 1632 rund 40.000 Männer aufeinander zu, richteten Helmbarden, meterlange Stichwaffen, und Dolche aufeinander. Diese prallten auf Metallrüstungen oder Helme, Piken wurden in Menschenleiber gerammt, Lederwesten versuchten das Schlimmste abzuhalten. Ständig knallten und rauchten Musketen, in regelmäßigen Abständen ging ein Mann wie vom Blitz getroffen auf die Knie, man hörte Kanonendonner und kurz danach rissen handballgroße Eisenkugeln Löcher in die Reihen aus Soldaten. „Gott mit uns!“, riefen die Protes-

tanten, auf der Seite der Katholiken lautete der Schlachtruf „Jesu Maria!“

Nach sechs Stunden lagen 6.500 Tote auf den Feldern von Lützen, sie wurden überrannt von Pferden und Menschen. Wenig später, im Morgengrauen, machten sich die Bauern der Gegend über die Gefallenen her und plünderten sie, wie es üblich war, bis auf die Unterkleidung aus. Unter ihnen war auch Gustav Adolf, nur 37 Jahre alt, der König von Schweden. Wir schreiben den 16. November 1632. In einem der verlustreichsten Gefechte des Dreißigjährigen Krieges war Gustav Adolf wie immer an vorderster Front auf sei-

nem Pferd mitten in die Schlacht geritten. Obwohl stark kurzsichtig, weigerte er sich, im Kampf eine Brille zu tragen, sodass er dem tödlichen Hieb nicht ausweichen konnte. Seine Leiche fand man erst am nächsten Tag, fast nackt, und kaum zu unterscheiden von den anderen Toten.

In dieser Schlacht trafen die zwei gewaltigen Heere aufeinander, die beide für eine christliche Sache zu kämpfen meinten. Im Dreißigjährigen Krieg ging es vornehmlich um Reformation und Gegenreformation, also um die Frage, inwieweit der neue Glaube Luthers und Calvins in Deutschland frei gelebt werden darf. Doch spielten auch viele politische Ränke- und Machtspiele eine große Rolle. Der wichtigste Heerführer der Katholischen Liga, Graf Albrecht von Wallenstein, hatte in wenigen Jahren die Protestantische Union vom Süden vor sich her bis an die Ostsee getrieben. Der Krieg schien fast schon entschieden. Doch die Protestanten hofften auf ein Wunder von Gott, um die Reformation noch zu retten. Das vermeintliche Wunder kam in Gestalt des Schwedenkönigs.





Ein Stückchen Schweden in Sachsen-Anhalt

Gustav Adolf, der „Löwe aus Mitternacht“, wie ihn Protestanten in Europa bewundernd und hoffnungsvoll nannten, war tief gläubig und fest entschlossen, Deutschland vom Katholizismus und der „Abgötterei des Papsttums“ zu befreien. Gleichzeitig bemerkte er aber, dass Wallenstein so erfolgreich die deutschen Protestanten bekämpfte, dass dieser vom Kaiser zum Herzog von Mecklenburg ernannt wurde. Wallenstein hatte große Pläne, er wollte etwa eine Flotte bauen, um die Ostsee und den Handel zu kontrollieren. Auch das passte dem schwedischen König nicht.

So sammelte Gustav Adolf eine moderne, leistungsstarke Armee von 13.000 Mann und setzte mit ihr zur deutschen Insel Usedom über, um den Krieg zu wenden. Als er am 6. Juli 1630 von seinem Schiff an Land sprang, fiel er hin. In einer Zeit, als Begebenheiten wie diese mit großer Bedeutung aufgeladen wurden, galt das als schlechtes Omen.



Bis heute erfährt Gustav Adolf eine Verehrung unter Protestanten nicht nur in Schweden wegen seines Kampfes gegen die Katholiken im Dreißigjährigen Krieg

Der schwedische König machte flugs aus dem Hinfallen eine Geste des knienden Gebets. Mit seiner Armee, die bald auf über 40.000 Soldaten und Söldner anwuchs, gelang ihm das Wunder tatsächlich, und er drängte Wallenstein und die Katholische Liga zurück. Der Held aus dem Norden hielt, was die Hoffnungen der Protestanten versprochen.

Als Gustav Adolf in der Schlacht von Lützen starb, war der Krieg noch lange nicht beendet. Weitere 16 Jahre sollten der religiöse Hass, das systematische Töten auf den Schlachtfeldern und das Plündern der Städte noch dauern. An der Stelle, wo Gustav Adolf starb, stellte man kurz danach einen großen Felsbrocken zum Gedenken an jenen König auf, der aus der Sicht der Protestanten mutig und selbstlos einen Krieg für die Reformation kämpfte. Sein Körper wurde einbalsamiert und erst ein Jahr später in Schweden beigesetzt. Auf dem Acker von Lützen im heutigen Sachsen-Anhalt, kaum zehn Kilometer von Leipzig entfernt, wurde 200 Jahre nach der denkwürdigen Schlacht über dem Gedenkstein ein Baldachin errichtet, entworfen vom bekanntesten preußischen Architekten, Karl Friedrich Schinkel. Im Jahre 1906 begann der Bau einer Gedächtniskapelle.

Da besonders in Schweden das Andenken an Gustav Adolf wachgehalten wird, kommen bis heute besonders viele Schweden zum Acker von Lützen – das Gästebuch zeugt davon. Sogar eine große finnische Flagge hängt im Innenraum der kleinen Kirche, die stolze Finnen – damals noch zu Schweden gehörend – stifteten. Zwei oxsenblutrote Holzhäuser wurden später bei der Gedenkstätte errichtet, sodass, wer heute nach Lützen kommt, ein kleines Stückchen Schweden vor sich hat. In einer der Hütten ist

Steckbrief:

Wer gegen wen? Im Dreißigjährigen Krieg standen sich Protestanten und Katholiken gegenüber und führten einen der blutigsten Religionskriege der Geschichte.

Wann? Mai 1618 bis Oktober 1648

Auslöser: Der Krieg begann mit dem Prager Fenstersturz am 23. Mai 1618, bei dem protestantische Aufständische die Statthalter des katholischen Kaisers in Prag aus dem Fenster der Burg warfen. Die böhmischen Stände protestierten damit dagegen, dass der Kaiser nicht willens war, die freie Religionsausübung den Protestanten voll zuzugestehen.

Einschätzung: Herfried Münkler, Politikwissenschaftler: „Luther, der ja ein distanziertes Verhältnis zu politisch Aufständischen hatte, hätte sich vermutlich nicht mit den rebellierenden böhmischen Adligen anfreunden können, sondern darauf bestanden, dass des Christen Widerstand die Hinnahme von Leid und Strafe zu sein hat. Luther hat zum Frieden gepredigt. Am Ende waren beide Konfessionen Verlierer.“

Weitere Infos: Ein ausführliches Interview mit Herfried Münkler zum Thema lesen Sie unter:

bit.ly/interview-muenkler

ein kleines Museum eingerichtet, ein Audio-Guide ruft die Erinnerung wach an den protestantischen König, die Schlacht der vielen Tausend Soldaten und einen Krieg, in dem Christen gegen Christen kämpften, vermeintlich um „den rechten Glauben“. ■



Die deutsche Fußballnationalmannschaft will im Sommer ihren WM-Titel in Russland verteidigen

Foto: DFB/GES-Sportfoto

DFB-Chef: „Hoffe auf die Kraft von Jesus“

Trotz Doping-Vorwürfen gegen Russland und rassistischer Ausfälle der russischen Fans blickt DFB-Präsident Reinhard Grindel optimistisch auf die Fußball-WM im Juni. Im pro-Interview spricht er über die DFB-Affäre 2006, astronomische Fußballgehälter und seinen Glauben. | DIE FRAGEN STELLTE MICHAEL MÜLLER

pro: Sie waren lange Zeit selbst Journalist und haben unter anderem für das ZDF gearbeitet. Wenn Sie im Sommer nicht als DFB-Präsident, sondern als Journalist zur Fußball-WM nach Russland führen, welche Schwerpunkte würden Sie bei der Berichterstattung setzen?

Reinhard Grindel: Wenn ich Sportjournalist wäre, würde ich meine Themenschwerpunkte natürlich beim Fußball setzen. Da ich aber immer politischer Berichterstatter war, würde ich mich mit den Fragen beschäftigen: Was bringt eine solche Sport-Großveranstaltung der demokratischen Entwicklung eines Landes? Wie nachhaltig ist dies in einem Land wie Russland? Ich würde auch fragen, inwieweit digitale Medien heute dazu führen, dass bei der Begegnung jüngerer Fans Kontakte über das Turnier hinaus entstehen, die leichter durch diese Medien fortgeführt werden können. Und wie stark prägen digitale Medien die Information und die Diskussion in einem Land?

Immer wieder geraten russische Fußballfans wegen Homophobie oder Rassismus in die Schlagzeilen. Das Motto der FIFA lautet: „Sag Nein zum Rassismus.“ Warum findet die Weltmeisterschaft trotzdem in Russland statt?

Wir bewegen uns nicht im erfahrungslosen Raum. Im vergangenen Jahr sind die Fans während des Confed-Cups in Russland sehr fair mit allen Mannschaften umgegangen. Es hat, soweit mir bekannt, keine antisemitischen, fremdenfeindlichen oder menschenverachtenden Zwischenfälle gegeben, wie sie in der Vergangenheit zu beklagen waren. Das ist auch meine Erwartung an die Weltmeisterschaft, zumal die Fanszenen dann heterogener sein werden.

Sind konkrete Schritte zur Prävention geplant?

Das ist Aufgabe der Verbände, deren Fans vor Ort sein werden. Und natürlich des Ausrichters. Schon vor dem Confed-Cup wurde ein Gesetz in Russland verabschiedet, auf dessen Grundlage stärker gegen diskriminierende Zwischenfälle vorgegangen werden soll. Es gibt einen Antidiskriminierungsbeauftragten sowohl beim russischen Verband als auch bei der Regierung. Ich glaube, dass die Russen verstanden haben, dass Respekt, Toleranz und Fairplay während der WM gelebt werden müssen. Der DFB wird im Mai im Rahmen einer deutsch-russischen Fußballwoche eine ganze Reihe von Aktivitäten in Moskau und Wolgograd – darunter einen Fandialog und ein Spiel der U18-Nationalmannschaften – durchführen.

Es gibt Anschuldigungen gegen den russischen Verband, dass es ein von oben gelenktes Dopingsystem gäbe. Wie wichtig ist Ihnen ein sauberer und fairer Fußballsport?

Die Integrität des Wettbewerbs ist essenziell und eine der Voraussetzungen, ohne die man sich an einem Titelgewinn nicht freuen kann. Ich habe immer gegenüber Witali Mutko, dem mittlerweile zurückgetretenen Cheforganisator der WM, sowie dem FIFA-Präsidenten Gianni Infantino die Auffassung vertreten, dass es gut wäre, die Dopingkontrollen während der WM in Russland von unabhängiger Seite vornehmen zu lassen. Das heißt, der WADA (Welt-Anti-Doping-Agentur, Anm. d. Red.) zu sagen: Nennt uns eine Organisation, welche die Kontrollen durchführt, und sagt uns, in welchem WADA-lizenzierten Institut die Kontrollen analysiert werden sollen. Das ist aber bisher nicht vorgesehen. Man vertraut dem FIFA-internen Kontrollsystem.

Zweifeln Sie daran?

Ich habe an der Integrität dieses Verfahrens keinen Zweifel, glaube aber, dass es die breite Öffentlichkeit stärker überzeugen würde, wenn das Dopingkontrollsystem völlig unabhängig durchgeführt würde. Generell vertraue ich darauf, dass die FIFA darauf achtet, dass derselbe

Kontrollmaßstab wie während der WM 2014 in Brasilien angelegt wird.

Beim Stichwort Fairness stellt sich auch die Frage nach dem neu eingeführten Videobeweis in der Bundesliga. Wie sieht Ihre Bilanz nach der ersten Hinrunde mit dieser technischen Erweiterung aus?

Drei von vier Entscheidungen, die auf Grundlage der Erkenntnisse des Video-Assistenten getroffen wurden, waren korrekt. Das heißt: 75 Prozent der klaren Fehler hat der Video-Assistent erkannt und korrigiert.

Die Maschine ist also zuverlässiger als der Mensch.

Der Schiedsrichter hat die alleinige Entscheidungsgewalt. Wir wollen den Schiedsrichter auf dem Rasen stärken und ihn nicht schwächen, indem wir den Eindruck vermitteln, es gäbe jetzt eine Art Oberschiedsrichter. Wir alle kennen diese Situation, wenn der Schiedsrichter frisch geduscht aus seiner Kabine kommt und sagt: „Tut mir leid. Ich habe jetzt auch die Fernsehbilder gesehen, mir ist dort ein Fehler unterlaufen. Wenn ich das Bild gehabt hätte, hätte ich hundertprozentig anders entschieden.“ Diese Fälle soll der Video-Assistent künftig verhindern. Den Umgang mit der Technik müssen wir einheitlich umsetzen und ständig üben, wie zuletzt im Wintertrainingslager mit allen Schiedsrichtern.

Der DFB hat im Jahr 2016 einen Umsatz von 300 Millionen Euro gemacht. Inwiefern kommen Sie als Verband einer sozialen Verantwortung in der Gesellschaft nach?

Wir haben zunächst einmal unsere satzungsgemäßen Zwecke zu erfüllen. Zum einen ist das die Unterstützung unserer Fußballbasis, also die Talentförderung. Dafür geben wir jährlich zwischen 40 und 50 Millionen Euro aus. Darüber hinaus nehmen wir mit vielfältigen Maßnahmen unsere gesellschaftspolitische und soziale Verantwortung wahr, indem wir etwa Fanprojekte der Vereine unterstützen. Das alles ist Jugendsozialarbeit, weil wir dabei zum Beispiel Jugendliche in Ausbildungsstellen vermitteln oder ihnen in Krisensituationen helfen. Wir engagieren uns in der Flüchtlingshilfe und haben in dem Zusammenhang mittlerweile mehr als 3.000 Vereine über unsere Stiftungen mit finanziellen Zuwendungen unterstützt. An diesen Beispielen wird deutlich, wie wir Sponsoring-

Einnahmen für gemeinnützige und satzungsgemäße Aufgaben verwenden. Das ist genau der richtige Weg.

Sie sind stellvertretender Vorsitzender des Stiftungsrats der Robert-Enke-Stiftung, also derjenigen, die nach dem Suizid des Torwarts gegründet wurde und die Maßnahmen gegen Depressionen und Aufklärung über Kinder-Herzkrankheiten fördert. Was bedeutet Ihnen diese Arbeit?

Sie ist mir deshalb sehr wichtig, weil sie zeigt, wie nachhaltig wir im Fußball arbeiten. Gerade diese Nachhaltigkeit haben Kritiker zunächst angezweifelt. Mittlerweile gibt es die Stiftung nun aber bereits seit acht Jahren. Ich habe gerade erst wieder mit einem führenden Professor auf dem Gebiet der Depressionsforschung gesprochen. Wir haben über neue Projekte diskutiert, die mit den Mitteln der Robert-Enke-Stiftung angestoßen werden sollen.

Was hat Robert Enkes Tod konkret ausgelöst?

Dieses für uns alle so einschneidende Erlebnis hat das Thema Depression enttabuisiert und vom Rand der Gesellschaft in die Mitte gebracht. Den Menschen ist bewusst geworden: Wenn ein so erfolgreicher Spitzensportler von einer solchen Krankheit heimgesucht wird, dann kann es jeden treffen. Mit unserer Stiftung wollen wir einen Beitrag dazu leisten, dass die Hemmschwelle, in solchen Fällen Hilfe zu suchen, sinkt. Wir haben jetzt sogar eine Hilfe-App eingerichtet, weil es in diesen Situationen manchmal auf schnelle Hilfe ankommt.

Wie funktioniert diese Hilfe-App?

In einer ganz konkreten Krisensituation können Betroffene per App einen Alarm auslösen und sie bekommen sofort Hilfe. Zum einen können Freunde und Bekannte auf sie aufmerksam gemacht werden, und zum anderen stehen sofort Ärzte zur Verfügung.

Für einige Menschen ist auch ihr Glaube wichtig, gerade in Krisenzeiten. Inwiefern spielt in Ihrem Leben die Religion eine Rolle?

Ich bin katholisch. Für mich haben die Fragen nach den Grundlagen des menschlichen Lebens und die Frage, ob es noch etwas darüber hinaus gibt, immer eine Rolle gespielt. Ich gebe ehrlich zu, dass ich nicht regelmäßig in die Kirche gehe. Aber die christlichen Werte, insbesondere Menschenwürde, Toleranz,

Respekt und Vielfalt als Einheit wahrzunehmen – das ist mir wichtig.

Sie schätzen also religiöse Werte im Alltag.

Wir waren im November 2016 mit der Nationalmannschaft beim Papst im Vatikan. Ich habe das als große Ehre empfunden. Ich konnte dem Papst ein wenig von unserem gesellschaftlichen Engagement vortragen. Da stellt sich ganz praktisch die Frage nach den christlichen Grundsätzen: Wie gehe ich mit den Menschen um? Der Mensch mit allen seinen Talenten und Fähigkeiten, aber auch Fehlern: Nehme ich jeden so an, wie er ist? Gebe ich ihm im Verein zum Beispiel ein Stück Heimat? Wir geraten doch in einer digital geprägten Gesellschaft immer mehr in die Gefahr der Vereinzelung, jeder ist zunehmend mit sich und seinem Handy allein. Wo sind noch Orte, an denen Menschen sinnlich und wahrnehmbar zusammengeführt werden? Der Fußballverein ist immer noch so ein Netzwerk. Es gibt für Flüchtlinge die Möglichkeit der Integration, wenn diese im Verein eine neue Heimat finden. Oder wenn frühere Strafgefangene, die ihren Schiedsrichterschein im Gefängnis gemacht haben, durch ein DFB-Projekt zurück in den Sportverein und damit in die Gesellschaft finden.

Welche Bedeutung hat für Sie Jesus Christus?

Ich bete nicht zu ihm vor wichtigen Spielen. Ich versuche, für mich selbst einen Weg zu finden, durch den manchmal nicht so einfachen Alltag zu kommen, so dass ich am Ende aber sagen kann: Du bist anständig mit dir und deiner Umwelt umgegangen, du kannst dein Handeln auch unter ethischen Gesichtspunkten vertreten. Ich bitte ab und an für mich persönlich um Kraft. Ich hoffe, die Kraft zu bekommen, um die Aufgaben zu erfüllen und die richtigen Entscheidungen zu treffen.

Apropos ethische Gesichtspunkte: Der ehemalige Bundesaußenminister und Leiter der DFB-Ethik-Kommission, Klaus Kinkel (FDP), bemängelte in seinem Jahresbericht, dass dem Verband ein Aufsichtsgremium fehle. Ist der DFB strukturell noch zeitgemäß aufgestellt?

Wir haben schon heute eine sogenannte Revisionsstelle, die über alle finanziellen Aktivitäten des DFB wacht. Aber diese Stelle ist besetzt mit Persönlichkeiten des DFB und der Deutschen Fußball Liga

(DFL). Klaus Kinkel geht es vor allem darum, dass es zukünftig völlig unabhängige Experten gibt, die hohes Finanzwissen haben, aber nicht persönlich im DFB oder in der DFL tätig sind. Das wird jetzt in einer Kommission beraten.

Wie sehr beschäftigen Sie aktuell noch die Vorwürfe gegenüber dem DFB hinsichtlich der Vergabe der Fußball-WM 2006?

Das beschäftigt uns unter anderem auch deshalb noch stark, weil Verfahren der Staatsanwaltschaft laufen und das Fi-

seres Verbandes durch die Einführung eines Compliance Management Systems und der Ethik-Kommission. Auf dem Weg zur EM 2024 können wir nachweisen, wie man einen rundum anständigen Bewerbungsprozess durchführen kann.

Ein Fußballer wie Cristiano Ronaldo verdient im Jahr inklusive Werbeeinnahmen über 80 Millionen Euro. Der Fußball ist ein gigantisches Geschäft geworden. Für wie moralisch halten Sie die Gehälter, die im Fußball gezahlt werden?

„Christliche Werte wie Menschenwürde und Toleranz sind mir wichtig.“

nanzamt Geld von uns fordert. Es ist der Auffassung, dass diese Zahlung von 6,7 Millionen Euro eben nicht als Betriebsausgabe einzustufen war. Deswegen sehen wir uns mit erheblichen Steuernachzahlungen konfrontiert. Dem sind wir unter Vorbehalt nachgekommen und beschreiten dagegen den Rechtsweg.

Welche Rolle spielen dabei für Sie die Medien?

Es wäre schön, wenn wir der Wahrheit näherkämen, was mit dem Geld gemacht wurde. Das können uns nur die sagen, die das Geld bekommen haben. Wir hoffen, dass die staatsanwaltlichen Ermittlungen neue Erkenntnisse zutage fördern. In der Öffentlichkeit wird manchmal der Eindruck erweckt, als gäbe es immer wieder neue Probleme, mit denen der DFB zu tun hat. Das ist nicht der Fall. Es sind stets Sachverhalte, die weit in der Vergangenheit liegen. Wir können nur die notwendigen Konsequenzen ziehen, damit sich so etwas nicht wiederholen kann. Und wir wären dankbar, wenn wir irgendwann Rechtssicherheit hätten.

Wie stellen Sie bei der Bewerbung für die Fußball-EM 2024 sicher, dass es zu keinen dubiosen Zahlungen kommen kann?

Wir haben zahlreiche Maßnahmen getroffen, etwa Änderungen in unserer Satzung und der Organisationsstruktur un-

Ich kann verstehen, warum sich ein Vereinsvorsteher angesichts dieser Summen genau das fragt, wenn er auf seinen stark renovierungsbedürftigen Fußballplatz schaut. Auf der anderen Seite muss man eine Entwicklung sehen, die viele nicht erkennen: Wenn heute ein Spieler den Verein wechselt, darf man nicht nur seine sportliche Qualität sehen, sondern auch, was er für eine wirtschaftliche Kraft mitbringt.

Wie meinen Sie das?

Jemand wie Ronaldo hat mehr als 300 Millionen Follower bei Facebook, Instagram und Twitter. Wenn heute ein großer Sportartikelhersteller ein neues Trikot oder einen neuen Schuh auf den Markt bringt, dann wirbt er dafür nicht mehr mit Zeitungsanzeigen. Dann kauft der Hersteller Beiträge in Sozialen Medien oder hat durch Werbeverträge mit den Vereinen das Recht, auf diesen Verbreitungskanälen des Spielers seine Produkte zu präsentieren. Das heißt: Jemand wie Ronaldo postet sein neues Trikot genau in die richtigen Zielmärkte. Sie müssten viel Geld aufwenden, um mit Zeitungswerbung und TV-Spots diese Werbewirkung zu erzielen. Diese digitalen Verbreitungswege haben dem Einzelnen eine ganz andere wirtschaftliche Bedeutung gegeben. Ob das Ablösesummen von 222 Millionen Euro und die ho-

hen Spielergehälter rechtfertigt, da habe ich auch meine Zweifel. Dass man aber heute über die sportliche Bedeutung hinaus auch die wirtschaftliche Seite sehen muss, das halte ich für richtig.

Halten Sie diese Entwicklung für gefährlich?

Wenn finanzielle Möglichkeiten von außen den Wettbewerb so stark beeinflussen, dass Vereine aus mittleren und kleineren Verbänden keine Möglichkeit mehr haben, große Pokale zu gewinnen, muss die Frage nach fairen Rahmenbedingungen gestellt werden. Es müsste theoretisch auch für Vereine wie Ajax Amsterdam oder Celtic Glasgow möglich sein, die Champions League zu gewinnen. Der DFB und ich in meiner Funktion als UEFA-Vizepräsident beschäftigen uns mit dieser Problematik. Wir müssen auf der europäischen Ebene an der einen oder anderen Stelle über andere Regelungen sprechen. Aber wir müssen auch immer betrachten, ob das in Zeiten eines EU-Binnenmarktes und der Arbeitnehmerfreizügigkeit möglich ist. Es ist sicher berechtigt, über das Thema Gehaltsobergrenzen, Kaderreduzierung und eine striktere Anwendung des Financial Fairplay zu diskutieren. Aber ich rate sehr dazu, um nicht falsche Erwartungen bei den Fans zu wecken, bei der EU-Kommission nachzufragen, welche Spielräume wir nach dem EU-Recht überhaupt haben. Es bringt nichts, Regeln aufzustellen, die dann vom Europäischen Gerichtshof wieder aufgehoben werden.

Vielen Dank für das Gespräch. ■



Foto: DFB

Als Journalist hat **Reinhard Grindel** (Jahrgang 1961) unter anderem für Sat.1 und das ZDF gearbeitet. Von 2002 bis 2016 saß er für die CDU im Bundestag. Er folgte im Jahr 2016 auf Wolfgang Niersbach als DFB-Präsident.

Die Kirche der anderen

Jährlich wechseln etwa 10.000 Menschen in Deutschland die Konfession. Wie ist es aber, wenn der Priester evangelisch oder der Pfarrer katholisch wird? pro hat zwei Theologen getroffen, die die Seite gewechselt haben. | VON JOHANNES WEIL



Foto: pro/Johannes Weil

Andreas Theurer, Jahrgang 1966, ist 2012 zum katholischen Glauben konvertiert: Als Theologe beim Bistum Augsburg arbeitet er im Bereich Neuevangelisierung. Zuvor war er 17 Jahre lang evangelischer Pfarrer in der württembergischen Landeskirche, entfremdete sich aber nach und nach von der protestantischen Theologie.

Andreas Theurer ist in einem liberalen Elternhaus aufgewachsen. Obwohl der Glaube dort keine allzu große Rolle spielte, faszinierten ihn schon als Kind die Bibel und das frühe Christentum. Mit elf Jahren begann der „Stubenhocker und Bücherwurm“, wie er sich selbst nennt, die Bibel zu studieren. In seiner Jugendzeit zog die Familie von München in die Nähe von Stuttgart. Weil er schon früher in der Kinderkirche mitarbeitete, wollte er auch am neuen Wohnort mitmachen und Gemeinde gestalten. Kurz vor dem Abitur fielte er die Entscheidung, evangelische Theologie zu studieren und zog in das Evangelische Stift in Tübingen ein. „Ich kam aus einem pietistischen Umfeld und traf auf Studenten, die zwar für atomwaffenfreie Zonen kämpften, aber kein gemeinsames Tischgebet wollten“, erzählt Theurer. Die „totale Verdieesseitigung“ war ihm fremd. Nur wenige Studenten tickten so wie er.

Im zweiten Semester herrschte Zimmerknappheit im Stift. Es wurden zwei evangelische Studenten gesucht, die in das katholische Wilhelmsstift umziehen würden. Theurer zog um und stellte fest: „Diese Studenten meinten es mit ihrem Glauben ernst.“ Schon früh rieb sich der Theologe an Sachfragen: „Ich habe zum Beispiel als Vikar keine ordentliche Beauftragung meiner Kirche erhalten, dass ich das Abendmahl feiern darf. Die offizielle Beauftragung gab es nur schriftlich. Es genügte der Kirchenleitung wohl, dass man das Abendmahl feiern will, und nicht, dass man es darf oder kann. Die Vereidigung bei der Post als Ferienjobber war feierlicher.“

Seine erste Pfarrstelle nahm er in der Nähe von Freudenstadt im Schwarzwald an. Bald kamen ihm Zweifel an der protestantischen Lehre, die er seinen Gemeindegliedern verkünden sollte. Er gelangte zu der Ansicht, dass die reformatorische Erkenntnis „Allein die Schrift“ ein „falsches, mittelalterliches Prinzip und der Kernschaden des Protestantismus“ sei. Die Bibel könne, so glaubt er, nicht als „dogmatisches Lehrbuch“ erhalten, weil es eine Tradition gebe, die detaillierter, differenzierter und älter als die Bibel sei. „Deswegen kann diese auch kein Dogmatik-Lehrbuch sein.“

In der Bibel stehe zum Beispiel nicht viel zur Ausgestaltung von Abendmahl und Taufe, weil es für die damalige Situation nicht nötig gewesen sei, da es damals über diese Fragen keinen Streit gegeben habe. Daraus zu schließen, dass die Details darüber in der Urkirche nicht wichtig gewesen seien, sei daher völlig falsch. Für Protestanten hört sich das nach starkem Tobak an. Wenn diese ihr „Sola scriptura“-Prinzip nicht aufgeben, sehe Theurer keine Chance für ein weiteres ökumenisches Zusammenwachsen. Die katholischen Standpunkte seien

im Gegensatz zu den evangelischen mit der Heiligen Schrift vereinbar, schießt er scharfe und diskussionswürdige Pfeile in Richtung seines ehemaligen Arbeitgebers. Dem landeskirchlichen Protestantismus wirft er vor, selbstverliebt sein eigenes Profil zu pflegen und sich dabei von seinen ursprünglichen Grundlagen zu entfernen.

Konfessionswechsel aus dem Amt heraus

Theurer stellte nach und nach fest, dass die Katholische Kirche die richtige für ihn sei. Irgendwann wollte er die Konsequenzen ziehen. Doch das war gar nicht so einfach. Der letzte Konfessionswechsel aus dem Amt heraus geschah in Württemberg im 19. Jahrhundert. „Ich wusste nicht, wie es geht, und habe mich nicht getraut zu fragen.“ Im Rückblick ist der Wechsel nicht gut gelaufen. Ein von ihm veröffentlichtes Buch, „Warum werden wir nicht katholisch?“ führte zu Theurers Suspendierung. Seine Kirche wertete es als Affront. Er wurde drei Monate beurlaubt. Mit seiner Konversion verlor er alle Rechte in der Evangelischen Kirche. Seine Frau Gudrun, die bis dahin Synodale der Landeskirche war und sich in der Hospizbewegung engagierte, ging den Schritt mit. Für Theurer ist damit ein langer Entfremdungsprozess zu Ende. Die arbeitsrechtlichen Aufnahmebedingungen in die Katholische Kirche seien großzügig gewesen. Seit der Konversion kann er als katholischer Theologe arbeiten und darf sich auf die Priesterweihe vorbereiten.

Über die Konflikte im Zusammenhang mit dem Wechsel sagt er: „Die erste Zeit war schmerzvoll. Ich war damals sicher nicht der Richtige, um die Ökumene zu sichern“, blickt er fünf Jahre später zurück.

Das Verständnis der Eucharistie und die Glaubensgemeinschaft, die viele Evangelikale an den Tag legten, sind für ihn eben nicht der Gipfelpunkt, sondern das Fundament der Diskussion. Bei Pfarrkollegen im evangelischen Umfeld habe an diesen Fragen wenig Interesse bestanden. Theurer zieht klare Linien: „Was nicht zur aufrichtigen Christusbeziehung führt, führt in die Irre.“

Egal, ob katholisch oder evangelisch: Kirche solle auf keinen Fall „dem Zeitgeist hinterher hecheln“. Katholiken könnten überall da von Protestanten lernen, wo diese Christus in den Mittelpunkt stellten. Er bedauere es, wenn Gläubige ihren katholischen Standpunkt nicht darstellen könnten. Gerade bei der Mission an Muslimen und beim Thema Evangelisierung wünsche er sich bei den Katholiken die Leidenschaft und Professionalität, die manche Protestanten an den Tag legten. „Die innige Liebe zur Heiligen Schrift ist in der Breite schwach ausgeprägt.“

Foto: pro/Johannes Weil



Ansgar Hörsting, Jahrgang 1965, steht seit 2008 als Präses an der Spitze des Bundes Freier evangelischer Gemeinden. Mit 20 Jahren konvertierte er. Nach seinem Studium am Theologischen Seminar Ewersbach (heute: Theologische Hochschule Ewersbach) war Hörsting von 1993 bis 1997 Pastor der Freien evangelischen Gemeinde Siegen-Geisweid. Ferner leitete er die Allianz-Mission, ist Präsident des Internationalen Bundes Freier Evangelischer Gemeinden (IFFEC) und Kuratoriumsmitglied des überkonfessionellen Vereins ProChrist, der Großevangelisationen veranstaltet.

Gebohren ist Ansgar Hörsting in Hamburg. Seine Eltern stammen aus dem katholischen Münsterland. Zu dem „eher progressiven Katholizismus“, wie seine Eltern ihn praktizierten, gehörten Rituale wie der sonntägliche Besuch der Messe und ein Gebet vor den Mahlzeiten. Auch das Vaterunser lernten die Kinder: „Unser Alltag war aber nicht ständig vom Glauben durchdrungen.“ Mit 14 Jahren ließ sich Hörsting firmen: „Ich wollte den Heiligen Geist empfangen“, sagt der heutige Präses des Bundes Freier evangelischer Gemeinden (BFEG). Er rang um wichtige Glaubensfragen. „Ich war gläubig, woran und wie auch immer“, erklärt er. Am Gymnasium in der nordrhein-westfälischen Kleinstadt Haan, in die die Familie zog, lernte er Schüler kennen, die Schulgottesdienste organisierten. Er war überrascht, wie locker und unverkrampft sie über ihren Glauben sprachen. Das kannte er bis dahin nicht. Hörsting besuchte mit seinen Mitschülern die Jugendangebote der Freien evangelischen Gemeinde. Ihn beeindruckte das moderne Liedgut und die Art, wie sie dort ihren Glauben lebten: „Ich kannte bis dahin nur vorformulierte Gebete und hatte einen richtigen ‚Flash‘, als ich die anderen so beten hörte und wie sie sonst sprachen.“

Foto: Ricardo Gomez Angel

BUNDESWEITER FILMGOTTESDIENST mit Andreas Malessa

grenzenlose
LIEBE

chen. Da tobte das Leben. Die Jugendlichen hatten eine echte Beziehung zu Gott, die mich anzog.“ Drei Jahre später war dieses gute Gefühl wieder weg: Dann wurde ihm die Religiosität zuviel und er versuchte auszubrechen. „Ich wollte nach Gottes Willen leben, habe aber festgestellt, dass ich grundlegende Dinge nicht verstanden hatte.“

Er begab sich auf die Suche, hatte esoterische und nihilistische Phasen, in denen er nichts Verbindliches akzeptierte. Mit 20 Jahren „belaberte“ ihn sein Freund mit seinen Glaubensansichten. Hörsting hinterfragte ein zweites Mal, ob an der Sache mit Jesus etwas dran sein könnte: „Dann begriff ich, dass es alleine auf Jesus ankommt. Er bringt den Frieden, nach dem ich mich sehne und den ich brauche.“ Seine Eltern „haben mich ziehen lassen. Sie haben wohl gesehen, dass ich mit dem Herzen glaube und trotzdem mit beiden Füßen mitten im Leben stehe.“

Austritt mit guten Argumenten

Hörsting wollte nicht länger römisch-katholisch sein, weil vieles, was er erlebt hatte, „zu viel von der Hauptsache, Jesus“, ablenke. Er sprach auf Empfehlung seines Vaters vorher mit einem Priester, damit die Entscheidung zu konvertieren nicht aus einer Laune heraus fiele: „Für diesen war Rom nicht nur geographisch, sondern auch theologisch weit weg. Er war natürlich enttäuscht, hat mir aber nicht damit gedroht, dass ich den ‚Heilskörper Kirche‘ verlasse.“

Ein Knackpunkt, der ihn zum Konfessionswechsel bewog, war für ihn die Frage, was denn Kirche sei. Für ihn ist wichtig, die Taufe immer durch eine eigene Glaubensentscheidung zu begleiten. Wenn Kirche als die Gemeinschaft der Glaubenden definiert wird, ist Hörsting Feuer und Flamme. Wenn dagegen von der Gemeinschaft der Getauften als entscheidender Definition die Rede ist, hält der Theologe das bei der Taufpraxis in den großen Kirchen für bedenklich. Taufe ist für Hörsting immer durch eine eigene Glaubensentscheidung zu begleiten. Er wollte ab dann seinen Glauben an Jesus Christus beruflich weitergeben. Der Altenpfleger besuchte die theologische Ausbildungsstätte der Freien evangelischen Gemeinden im mittelhessischen Ewersbach. An seiner ersten Station als Pastor in der

„katholischen Diaspora“ Siegen war Ökumene kein großes Thema: In einzelnen Fällen habe es klare Abgrenzungswünsche in evangelikalen Kreisen gegeben. „Ich wollte mich aber nicht über Abgrenzungen definieren, sondern über die Weite, die mir mein Glaube an Jesus Christus schenkt.“

Trotzdem scheut er sich nicht, über das Trennende zu reden. Hörsting reibt sich daran, dass die römisch-katholische Kirche in ihrer Dogmatik einen Exklusivanspruch einnimmt. Er kenne viele Priester, die auch keine Probleme hätten, bei seinem Bund von einer Kirche zu sprechen, das sei aber nicht offizielle Lesart. Dass nur in Anwesenheit des Priesters ein Sakrament vollzogen werden kann, sei die Folge verschiedener Fehlentscheidungen, aus denen die Kirche nur schwer herausfinden könne.

Sympathisch ist Hörsting die Klarheit, mit der der ehemalige Papst Benedikt in seinen letzten Büchern von der zentralen Bedeutung Jesu gesprochen habe: „Das begeistert mich.“ Der aktuelle Papst versuche diese Theologie bemerkenswert ins Leben der Gläubigen hinein zu verlegen. „Auch er muss sich natürlich in der festgelegten Dogmatik bewegen. Das ist fast wie ein Gefängnis.“ Aus diesem Kirchen- und Amtsverständnis leite sich viel Trennendes zwischen den beiden Konfessionen ab. Natürlich nehme er auch die Bewegungen in der katholisch-charismatischen Szene und in der Gebetshaus-Bewegung wahr: „Wenn dies auf die Botschaft von Jesus Christus fokussiert ist, freue ich mich darüber.“

Evangelikal und katholisch

Hörsting selbst bezeichnet sich als evangelikal – und als katholisch. Für ihn ist es selbstverständlich, Teil der allumfassenden Kirche zu sein: „Allumfassend, genau das bedeutet katholisch. Ich beanpruche genauso Teil der Kirche zu sein, wie römisch-katholische Gläubige auch. Ich gehöre Jesus und diesem Jesus gehört seine Gemeinde“, macht er klar. ■

anmelden – dabei sein
23. September 2018

INFOS, ANMELDUNG UND MATERIAL:
filmgottesdienst.de

zum Titel „Die Welterklärer“

Noch nie vertrauten die Deutschen den Medien mehr als heute. Zudem feiern die Tagesthemen und das heute-journal 40. Geburtstag.

Dass die öffentlich-rechtlichen Fernsehkanäle fast in Gänze nicht neutral sind, dürfte jeder bemerken bei den „Berichten“ und Kommentaren zu AfD und Trump, zu „Flüchtlingen“ und „Europa“. Hier setzt regelmäßig die journalistisch gebotene sachliche Sichtweise aus, Dogmatik und (natürlich die richtige) „Haltung“ bestimmen das vermittelte Bild. Das ist auch nicht mit „Fehlern“ zu entschuldigen oder zu relativieren. Es ist gezielte Beeinflussung aus einem festgefügteten Weltbild (und/oder infolge politischer Beeinflussung) heraus.

Markus Schmidt, Stollberg

In Ihren Beiträgen über die Vertrauenswürdigkeit der Medien lassen Sie einen Aspekt leider unerwähnt: Es geht bei unseren Medien meiner Ansicht nach nicht allein um richtig oder falsch bei einer Nachrichtenmeldung. Genauso wichtig ist für mich die Frage nach der Aus-

wahl dessen, was gemeldet wird, oder noch gravierender, was nicht gemeldet wird. Hier sehe ich die Gefahr einer gewissen Manipulation. Um ein Beispiel zu nennen: Gebetsmühlenartig wird immer vom „menschengemachten Klimawandel“ gesprochen. Dabei wird nicht berücksichtigt, dass es zahlreiche Wissenschaftler gibt, die durch komplexe Wechselwirkungen in unserem Sonnensystem einen Einfluss auf unser Klima für genauso möglich halten. [...] Aber in unseren Medien bekommen sie kein Gehör. Mit dem Begriff „Lügenpresse“ verbinde ich darum nicht unbedingt die Falschmeldung, hingegen aber die tendenziöse Auswahl von Nachrichten und Meldungen im Sinne einer gewissen Political Correctness.

Karl Schleef, Haste

zu „Wenn das Unsichtbare sichtbar wird“

Der Astrophysiker Heino Falcke sagt, dass Glaube und Naturwissenschaft für ihn ganz natürlich zusammengehören.

Wenn ich Herrn Falcke richtig verstanden habe, dann ist er der Meinung, dass man den Sechs-Tage-Schöpfungsbericht vom Zeitablauf nicht wortwörtlich nehmen sollte. Er meint, wir maßen uns damit an, verstehen zu wollen, wie Gott alles gemacht hat. Das aber können und wollen wir gerade nicht, aber dürfen wissen, dass es für Gott ein Kleines ist, so zu handeln, wie es der Schöpfungsbericht mitteilt. Ich für meinen Teil habe da große Gewissheit und kann mir eine vom Schöpfungsbericht abweichende Theorie in „Gottes Praxis“ gar nicht vorstellen. In diesem Fall befinden wir uns bereits in guter Gesellschaft mit der Schöpfungsevolution.

Georg Schmid, Öllingen

zu „Der liebe Gott hat es so gefügt“

Der FDP-Politiker und evangelische Pfarrer Pascal Kober im pro-Gespräch über das Liberale an Luther und frommen Pazifismus.



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Schon immer war ich als Christ der Meinung, dass die FDP für mich nicht wählbar ist. In dieser Überzeugung wurde ich jetzt bestärkt durch die Aussagen von Herrn Kober zu einigen Themen, die für uns Christen wichtig sind.

Werner Ströder, Gaggenau

Leider verstecken sich Politiker oder Kirchenleute immer dahinter, von den anderen zu erwarten, Salz und Licht zu sein (es ist stattdessen Aufgabe der Kirchen, von ihrem Glauben zu überzeugen), statt zu erkennen und zu benennen, dass wir Christen, jeder dort, wo er hingestellt ist, ein Segen für seinen Herrn sein sollen.

Michael Eitler, Aue

*** Treffpunkt Leserbriefseite ***



pro-Leserin Monika Flohr hat auf der Leserbriefseite unseres Magazins den Namen ihrer ehemaligen Hauskreis-Freundin Franziska Walentowski (71 Jahre) entdeckt. Die 76-jährige Flohr schildert ihre Gedanken im Gespräch mit pro: „Du musst dich auf den Weg machen, um zu erfahren, wie es deinen alten Weggefährten geht.“ So bat sie um die Anschrift. pro brachte die beiden wieder in Kontakt. Sie hatten sich in den 1990er Jahren in der Anskarkirche in Hochheim bei Mainz kennengelernt, gingen gemeinsam in einen Hauskreis. Ende des Jahrzehnts zog Flohr weg. Nun fanden sie sich, nach vielen Jahren ohne Kontakt, wieder und stehen erneut in Verbindung, schreiben Briefe und telefonieren. Obwohl die Frauen fast 1.000 Kilometer voneinander entfernt leben – die eine wohnt nördlich von Hamburg, die andere südwestlich von München an der Grenze zu Österreich –, sei auch ein Treffen geplant, erklärt Flohr. Sie sei Gott dankbar, dass er ihre Wege wieder zusammengeführt habe und sie nun füreinander da sein können. Walentowski sagte pro, die Kontaktaufnahme sei „eine tolle Überraschung“ gewesen, über die sie sich sehr gefreut habe.

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Moritz Breckner.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 75

Welcher Kampf war der wichtigste, Frau Käßmann?

Keine Protestantin ist so beliebt und zugleich so umstritten wie Margot Käßmann. Wo sie Lesungen hält oder predigt, sorgt sie für lange Schlangen. Doch ihre pazifistischen, feministischen und liberaltheologischen Thesen haben nicht nur Christen geärgert. Zu ihrem 60. Geburtstag im Juni verabschiedet sich die Reformationsbotschafterin in den Ruhestand. **pro** traf sie vorher zum Interview. | DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ

pro: Frau Käßmann, zwei Sätze haben Ihren beruflichen Lebensweg geprägt. „Du kannst niemals tiefer fallen als in Gottes Hand.“ Und: „Nichts ist gut in Afghanistan.“

Margot Käßmann: Ja, ich bemerke auch, dass sich Menschen weit über kirchliche Kreise hinaus an diese beiden Sätze erinnern.

Den ersten Satz haben Sie bei Ihrem Rücktritt als Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gesagt, nachdem Sie mit Alkohol am Steuer erwischt wurden. Es ist geradezu paradox: Ihr Rücktritt hat Sie außerhalb der Kirche erst richtig populär gemacht.

Das war für mich eine merkwürdige Erfahrung. Da war die Skandalisierung in den Medien am Dienstag, mein Rücktritt am Mittwoch und am Donnerstag schon die Rehabilitation in der Öffentlichkeit. Ich bin heute noch froh, dass ich damals auf mein inneres Gefühl gehört habe und diesen Weg gegangen bin, obwohl mir viele geraten haben, es anders durchzustehen. Dass dann aber so viele Menschen ihre Sympathie für mich ausgedrückt und mir Respekt für den Rücktritt gezollt haben – das habe ich nicht erwartet.

Das Medienecho war durchweg positiv, selbst die Bild-Zeitung würdigte Sie plötzlich.

Ein Journalist schrieb: „Vielleicht hat Margot Käßmann ihrer Kirche mit diesem Rücktritt einen größeren Dienst erwiesen als sie es in sechs Jahren im Amt der Ratsvorsitzenden gekonnt hätte.“ Er

wollte vielleicht sagen, dass es typisch protestantisch ist, zu einem Fehler zu stehen, nicht am Amt zu kleben und auch, dass es am Ende Vergebung gibt. Denn das habe ich erlebt: Eine Form kollektiver Vergebung. Das war sehr befreiend. Eine Erklärung dafür habe ich bis heute nicht. Vielleicht ist es so gekommen, weil viele andere ihre Vergehen lieber unter den Teppich kehren.

Als Sie dann ein Jahr später Ihr Buch „Sehnsucht nach Leben“ veröffentlichten, standen die Leute bei Signierstunden Schlange bis auf die Straße.

Das war auch für mich irritierend. Ich musste mich fragen, was die Leute da in mir sehen. Vielleicht sagen sie sich: Ich habe auch Fehler in meinem Leben gemacht und ich kann damit leben. Aber solche Zuschreibungen sind nicht ungefährlich. Martin Schulz ist als Heilsbringer gefeiert worden und nun, zwölf Monate später, ist er in der Versenkung verschwunden. Ich bin nach meinem Rücktritt in jede Talkshow eingeladen worden, wenn es um den Rückzug von Prominenten ging: Annette Schavan, Horst Köhler, Karl-Theodor zu Guttenberg. Ich habe immer abgelehnt. Ich wollte nicht den Rest meines Lebens Rücktrittsexpertin sein.

Sie sind im Laufe Ihrer Karriere immer schnell und kompromisslos mit schlechten Nachrichten an die Öffentlichkeit gegangen – im Falle Ihres Rücktritts ebenso wie nach Ihrer Krebsdiagnose und im Verlauf Ihrer Scheidung. Hatten Sie Angst vor der Presse oder sind Sie einfach nur ehrlich?



Fotos: Uwe Birnstein; Archiv Käßmann



Fotos: Kolja Warnecke; Uwe Birnstein

Margot Käßmann begeistert und provoziert. Mit Peter Hahne habe sie sich immer gut verstanden, sagt sie in der neuen Biografie „Folge dem, was dein Herz dir rät“, der diese Fotos entnommen sind.

Es war nicht mein größter Wunsch, meine Krankheit öffentlich zu machen. Aber wenn eine Landesbischöfin von heute auf morgen drei Monate lang keine Termine mehr wahrnimmt, lässt sich das nicht geheim halten. Die Leute hätten ohnehin gefragt, ob ich Krebs habe oder ob es eine Depression ist oder noch etwas anderes. Es hätte tausend Gerüchte gegeben. Da habe ich es lieber gesagt. Brustkrebs zu haben ist keine Schande.

Diese Strategie wirkte auf manche wie Selbstvermarktung.

Ich denke, die Leute können von einer Landesbischöfin erwarten, dass sie sich erklärt. Ich hätte mich auch nicht heimlich scheiden lassen können. Sobald eine Akte mit meinem Namen bei Gericht auftaucht, wird das bekannt, genau wie bei der Alkoholfahrt. Ich bin aber auch davon überzeugt, dass Vertuschen nach

hinten losgeht. Ich handle lieber, als behandelt zu werden.

Behandelt worden sind Sie vor allem von den Medien. Wie ist Ihr Verhältnis zur Presse heute?

Als Kirche können wir die Medien nutzen, das hätte Luther auch getan. Ich fürchte, er hätte sogar getwittert. Ich selbst finde diese Verkürzung schwierig. Die Menschen sollten lieber erstmal richtig nachdenken, bevor sie ihre Sätze in die Welt werfen. Insgesamt ist mein Verhältnis zur Presse positiv und versöhnt. Ich habe die Medien genutzt, habe Fernsehgedienste mitgemacht, schreibe selbst eine Kolumne in der Bild am Sonntag (BamS). Deshalb muss ich es auch aushalten, wenn ich über sie Kritik erfahre. Die Grenze ist da, wo Medien hetzen. Ich bin kein Fan von Jörg Kachelmann. Aber er wurde schon verurteilt, bevor es einen



Richterspruch gab. Das finde ich schrecklich. Oder wenn Journalisten Prominente beschatten ...

Das ist Ihnen sicher auch schon passiert, oder?

Nach meinem Rücktritt war es unangenehm. Ich bin einmal um 6.15 Uhr morgens mit dem Hund rausgegangen. Ich dachte, um diese Zeit am Sonntag wird wohl kein Journalist auf den Beinen sein. Dann fotografierte mich jemand. Der Mann sagte, er sei Paparazzo, aber ein ganz netter. 6.15 Uhr am Sonntagmorgen – das muss doch wirklich nicht sein.

Haben die Medien Sie mit ihrer Berichterstattung verletzt?

Nach dem Rücktritt haben mich bestimmte Sachen getroffen. Ich habe so viel albern Zeug gelesen: Spekulationen über meine Promillezahl oder den Beifahrer. In einer Zeitung stand etwas von einer nächtlichen Tour durch das Kneipen- und Rotlichtmilieu Hannovers. Dabei war ich bei einem Spanier essen, ganz seriös. Diesen Skandalisierungsdrang fand ich schlimm.

Haben Sie Ihr Verhalten gegenüber den Medien daraufhin geändert?

Es ist nicht einfach, das richtige Verhältnis zwischen Distanz und Nähe im Umgang mit der Presse zu finden. Ich habe in meiner Laufbahn zweimal Homestorys gemacht – das würde ich heute nicht mehr tun. Ich würde auch keine Fotos mit meinen Enkelkindern veröffentlichen. Ich denke, die Kirche braucht insgesamt ein Medientraining, wo deren Vertreterinnen und Vertreter lernen, mit Anfragen angemessen umzugehen. Denn

wenn sich niemand mehr traut, etwas öffentlich zu sagen oder anzudeuten, wird es ja auch langweilig.

Was das öffentliche Anecken betrifft, gibt es in der Kirche derzeit niemanden, der Ihren Platz einnehmen könnte.

Ich wollte eigentlich nie provozieren. Ich war nur manchmal etwas spontaner, als der Pressesprecher es sich gewünscht hat. Die Kirche wird ohne mich gut klar kommen. In der Flüchtlingsfrage hat sich etwa der Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm sehr klar geäußert.

Sie sind strikte Pazifistin. Das hat Ihnen viel Kritik eingebracht. Der FDP-Politiker und Pfarrerskollege Pascal Kober sagt, man lerne schon im Grundkurs Theologie, dass die Welt durch Gott erlöst werde und nicht dadurch, dass es keine Waffen mehr gebe.

Ich finde es immer anmaßend, wenn jemand sagt, er habe die richtige Theologie und jemand anderes die falsche. „Du sollst deine Feinde lieben“ ist der schwierigste Satz von allen Aussagen Jesu. Ich kann auch nicht so leicht auf meine Feinde zugehen und würde nicht behaupten, dass ich zum Beispiel Herrn Kober liebe oder Donald Trump. Es ist schwer, friedlich und gewaltfrei zu antworten, aber sehr einfach, zu sagen: Waffen wird es immer geben, wir gehen nach Mali oder in den Irak und schaffen mit Gewalt Frieden. Ich sehe nicht, dass diese Strategie in den letzten 50 Jahren erfolgreich gewesen wäre.

Hat Ihre Haltung zum Krieg mit Ihrer Familiengeschichte zu tun? Ihre Mutter und Großmutter sind vor dem Einmarsch der Russen in Deutschland geflohen.

Ja. Das Wissen darum, dass Krieg Menschenleben zerstört, war sehr präsent in meiner Kindheit. Alles, was meine Großmutter bei ihrer Flucht bei sich hatte, waren ein Kinderwagen und eine Federdecke. Mehr war ihr nicht geblieben. Ihre Geschichte war so präsent, dass ich als Kind das Gefühl hatte, ich kenne mich in Hinterpommern besser aus als in Stadtallendorf, wo ich aufwuchs. Sie trauerten um das verlorene Glück, ohne revanchistisch zu sein. Mir war damals schon klar, dass Krieg grausam ist. Was in Syrien geschieht, ist schrecklich, und Rüstungsexporte empören mich zutiefst.

Auch, wenn die Alternative ist, dass Baschar al-Assad seine eigenen Leute bombardiert?

Ist der Krieg denn weniger schlimm? Es gibt keine christliche Rechtfertigung dafür. Krieg kann durch Prävention verhindert werden. Aber den Pazifisten wird immer dann, wenn es zu spät ist, gesagt, es gibt keine andere Möglichkeit als Waffen Gewalt.

Sie haben in Ihrer Kirche viele Schlachten geschlagen und sind dafür scharf kritisiert worden: Pazifismus war nur ein Thema, viele hielten Ihre liberale Theologie für falsch oder Ihren Feminismus, Ihre Äußerungen zu Verhütung und der „Pille danach“. Welcher Kampf war Ihnen rückblickend der wichtigste?

Ich habe diese Dinge nicht so sehr als Kampf empfunden. Ich habe mir die Themen auch nicht ausgesucht. Ich finde es wichtig, dass wir unsere Art zu glauben nicht als die einzig mögliche ansehen. Die eine richtige Theologie oder die richtige Form, Kirche zu sein, gibt es nicht. In Äthiopien zum Beispiel leben Christen ihren Glauben ganz anders. Warum lassen wir uns davon nicht anregen? Ich glaube, dass es den Kirchen hierzulande gut tut, dass sie nun von vielen Menschen aus anderen Kulturen besucht werden.

Die christliche Vielfalt, die Sie da loben, kann auch Probleme mit sich bringen. Die Russisch-Orthodoxe Kirche etwa hat Ihnen nach Ihrer Wahl zur Ratsvorsitzenden die Anerkennung verweigert.

Ja, aber eine Irritation des Eigenen ist doch immer hilfreich. Ich habe meine Meinung zu Themen durchaus auch geändert. Ich bin heute nicht mehr die Margot Käßmann aus den Achtzigern. Die Welt verändert sich und wir uns auch. Die Kirche darf niemals starr werden. In der Kirchengeschichte war es immer so, dass es Aufbruchsbewegungen von unten gab, wenn die Kirche zu eng wurde – dazu zähle ich die Franziskaner genauso wie den Pietismus und die Friedensbewegung. So bleibt die Kirche lebendig. Sie haben mich nach dem wichtigsten Kampf gefragt: Der für Veränderung ist es vielleicht. Und dabei wünsche ich mir, dass wir fröhlich unser Christsein bekennen. Das ist für mich eine tragende Lebenskraft.

Sie haben im Laufe Ihres Lebens immer wieder mit Evangelikalen zu tun gehabt. Ihre Familie gehörte der Selbstständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche an. Sie haben in Tübingen und Marburg

studiert und in den USA. Wie ist Ihr Verhältnis zu den Frommen?

Ich habe ein gutes Verhältnis zu Freikirchen, solange sie nicht moralistisch daherkommen. Ich habe ein Problem damit, dass einige von ihnen die Frauenordination ablehnen. Als ich Bischöfin in Hannover wurde, hielten einige eine sogenannte Notsynode ab, weil sie den Bischofsstuhl als nicht besetzt ansahen. Auch, dass die Sexualmoral in manchen Freikirchen so hoch bewertet wird, stört mich. Zu den Themen Homosexualität und Abtreibung bekomme ich von Evangelikalen die meisten Briefe. Dabei sind wir Menschen doch sündig in so vielen Formen. Wir übertreten so viele Gebote. Aber alles, was mit Sexualität zusammenhängt, wird da besonders wichtig genommen. Als ich geschieden wurde, gab es im Magazin *ideaSpektrum* drei Monate lang Leserbriefe zu dem Thema. Dabei haben mein damaliger Mann und ich nie Details dazu bekanntgegeben.

Sie mögen das Moralisieren nicht, aber man sagt Ihnen einen besonders guten Draht zu Ihrem ehemaligen Ratskollegen Peter Hahne nach, der ja nun nicht gerade dafür bekannt ist, sich in dem Bereich zurückzuhalten.

Ja, das ist lustig, nicht wahr? Niemand hat verstanden, warum ausgerechnet wir so gut miteinander konnten. Bischof Huber musste uns während der Ratssitzungen öfter ermahnen, dass wir nicht so viel tuscheln. Diese Verbundenheit kam daher, dass Peter Hahne und ich unsere Verschiedenheit mit Humor genommen haben. Er sagte zu mir: Margot, du mit deinen Hirtinnen verdirbst mir die ganze Weihnachtsgeschichte. Und ich antwortete: Tja Peter, das musst du wohl lernen, es gab Hirtinnen. Wir hätten uns wegen unserer unterschiedlichen Ansichten nie das Christsein abgesprochen.

Sie haben ab Mai keine Termine mehr angenommen. Hören wir künftig nichts mehr von Margot Käßmann?

Ich freue mich darauf, meine Zeit frei einteilen zu können. Seit ich im Studium mein erstes Kind bekam, war ich immer durchgetaktet. Ich freue mich auf Zeit mit meinen Enkeln. Und ich möchte ein Buch über das Altern schreiben. Meine *BamS*-Kolumne schreibe ich auch weiter. Ich werde nicht ins Kloster gehen und für immer schweigen.

Frau Käßmann, vielen Dank für das Gespräch! ■

Remus

PATENKIND



*„Wenn ich groß bin, will ich Polizist werden,
weil ich Uniformen echt cool finde. Und ich
glaube, meine Eltern werden so richtig stolz auf
mich sein!“*



www.compassion.de

Liebe überwindet den KGB

Albrecht Dittrich hat in der Zeit des Kalten Krieges als Jack Barsky für den sowjetischen Geheimdienst KGB in den USA spioniert. Doch der einst glühende Kommunist hat den Glauben an die Ideologie verloren und ist Christ geworden. | VON NORBERT SCHÄFER

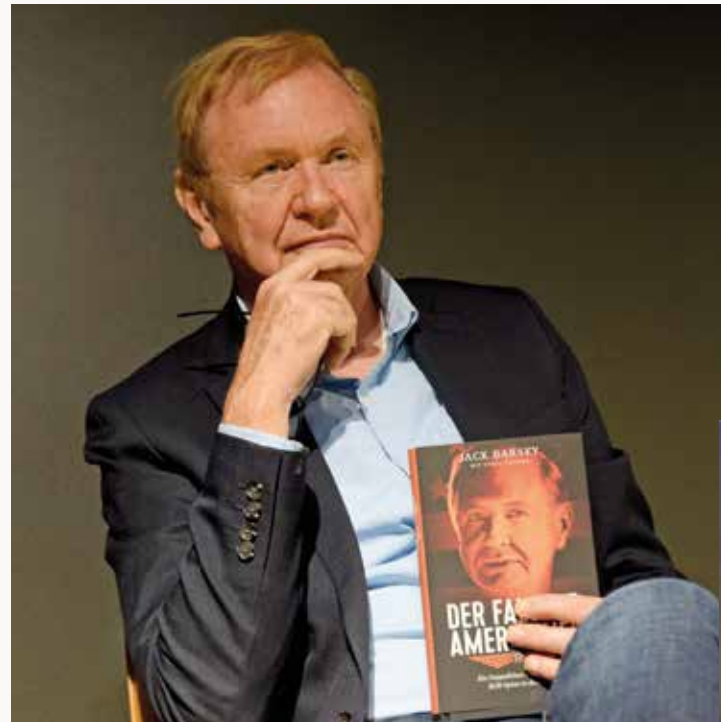
Albrecht Dittrich wuchs in der ehemaligen DDR auf. Noch mehr als an Konsumgütern mangelte es ihm in seiner Kindheit und Jugend an Liebe. Seine Mutter erschien Dittrich als kalt und abweisend. „Mein Vater hat die Familie verlassen, als ich 16 Jahre alt war.“ Das Böse war für den intelligenten jungen Mann der antikommunistische Westen. „Bei einem Besuch im KZ Buchenwald habe ich den Entschluss gefasst, mein Bestes zu geben, falls ich je eine Gelegenheit bekomme, einen Beitrag zur Zerstörung des Faschismus und des Kapitalismus zu leisten“, sagt Barsky.

Klare Freund-Feind-Vorstellungen prägten den jungen Mann: „Die Guten, das waren die Kommunisten, die dem Westen hoch überlegen waren. Der Kommunismus war für mich die Spitze, das Maximum der Moralität.“ Rückblickend empfindet er noch Reste von Wertschätzung für die ehemalige DDR und den Kommunismus: „Im Kommunismus gab es keinen Rassismus und die Frauen waren gleichberechtigt.“ Insgesamt sei das Experiment aber schiefgegangen, ist ihm klar. Barsky ließ seine Jugendliebe in der DDR mit einem Kind sitzen.

KGB bezahlte Theaterkarten

Der überzeugte Antifaschist und Kommunist wurde dann während des Chemiestudiums in Jena vom russischen Geheimdienst KGB angeworben und durchlief eine mehrjährige Ausbildung zum Spion. „Ich war stolz und habe mich wohl und geschmeichelt gefühlt beim KGB“, gesteht Barsky. „Weil ich Amerikaner werden sollte, konnte ich englische Literatur, Opern- und Theaterbesuche abrechnen. Das war toll.“

Während seiner Ausbildung zum Spion heiratete er in der DDR. Seine Frau Gerlinde blieb dort, während er in Moskau Sprache und Verhaltensweisen der Amerikaner erlernte, in



Jack Barsky war während des Kalten Krieges Agent des sowjetischen Geheimdienstes KGB in den USA

Selbstverteidigung ausgebildet und mit Beschattungs-, Tarn- und Chiffriermethoden vertraut gemacht wurde. 1978 reiste er nach mehrjähriger Ausbildung als Agent unter falscher Identität in die USA ein und lebte dort fortan als „Maulwurf“ des KGB unter dem Namen Jack Barsky.

„Mein Auftrag war, dass ich mich in die amerikanische Gesellschaft integrieren und politische Informationen sammeln sollte.“ Dafür investierte der KGB immense Summen. Barsky führte ein Doppelleben. In den USA arbeitete er sich vom Fahrradkurier über ein Studium zum Programmierer und Manager hoch. Der Familie im Osten, Mutter, Ehefrau, Sohn, tischte er anfangs eine komplette Lügengeschichte auf. Später weihte er seine Frau teilweise ein, während er sich eine zweite, geheime Existenz in den USA mit Frau Penelope, Kind und Haus aufbaute.

Auch diese Familie ließ er im Unklaren über seine wahre Identität und Motive. Erst als seine Tochter Chelsea in den USA zur Welt kam, erfuhr Barsky durch das Kind erstmals bedingungslose Liebe. 1988 widersetzte sich Barsky dem Befehl aus Moskau zur Rückkehr. Er „kündigte“ beim russischen Geheimdienst, um bei seiner Tochter in den USA bleiben zu können. Einem Kontaktmann täuschte er vor, an Aids erkrankt zu sein und wegen der Behandlung in den USA bleiben zu müssen. „Der KGB teilte meiner Frau in der DDR mit, dass ich verstorben sei. Sie haben ihr sogar mein Ersparnis, rund 60.000 Dollar, überlassen.“ Seine Mutter glaubte bis zu ihrem Tod die Lügengeschichte vom verstorbenen Sohn.

Berliner Mauer und Lebensfassade stürzen ein

Seine Ehe in den USA zerbrach. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wurde Barsky vom FBI enttarnt und 1997 verhaftet. „Jeder Mensch hat die Sehnsucht, an etwas zu glauben“,

Agenten sind auf die Übermittlung verschlüsselter Nachrichten angewiesen. Die Chiffriermaschine „Enigma“ (griechisch: „Rätsel“; Exponat im Deutschen Spionagemuseum in Berlin), eingesetzt im Zweiten Weltkrieg, gilt als Symbol für moderne Kryptografiergeräte.

Fotos: pro/Norbert Schäfer



Sinnstiftend und wegweisend!

Deine berufsbegleitende
Ausbildung zum

Seelsorger

ALH

www.alh-akademie.de ☎ 0800/34 22 100 (kostenfrei)

sagt Barsky. „Als die DDR 1989 umkippte und die UdSSR auseinanderfiel, zerbrach mein Glaube an den Kommunismus. Die große Idee, an die ich geglaubt hatte, war nicht mehr.“ Barskys Glaubens- und Wertesystem hatte sich in Luft aufgelöst. Warum er nicht in Haft bleiben musste, weiß er bis heute nicht.

Barsky konnte sich in den USA eine Existenz aufbauen und Karriere machen. Seine dritte Ehefrau lernte er schließlich bei einem Vorstellungsgespräch kennen. „Sie lebte ihren Glauben offensiv und aggressiv, sie sagte: ‚Ich nehme meine Stärke von Jesus.‘“ Barsky beeindruckten die Frau und ihr Glauben, und er begann, sich für das Christentum zu interessieren. Eine Radiosendung traf schließlich seinen wunden Punkt. Die Botschaft lautet: „Ohne Gott keine Moralität.“ Das berührt den ehemaligen Kommunisten, für den die moralische Überlegenheit seiner Ideologie identitätsstiftend war.

Barsky begann Bücher des frommen Schriftstellers C. S. Lewis zu lesen, die seinen Intellekt ansprachen, und musste schließlich anerkennen, dass es Gott gibt. „Das Schlechte in einem Menschen ist nicht zu überwinden. Ein Glaube an einen moralischen Gott ist die einzige Lösung.“ Frau und Tochter wollte Barsky nun mit der Liebe überschütten, die er als Junge nie erfahren hat. Angestoßen von seiner Tochter Chelsea hat Barsky seine Geschichte als Spion, seiner Einsamkeit und der Versöhnung mit seinen Familien aufgearbeitet und unter dem Titel „Jack Barsky – Der falsche Amerikaner“ veröffentlicht. Heute lebt er mit seiner Familie im US-Bundesstaat Georgia. ■



FSJ/FACHABITUR- PRAKTIKUM

AB JULI/AUGUST 2018

ANFORDERUNGEN

Glaube an Jesus Christus, gute Deutschkenntnisse, PC-/Office-/Internet-Kenntnisse, Führerschein Klasse B

AUFGABEN

Verwaltung, Korrespondenz, Büro-Organisation, Fahrdienste
Mitarbeit im hauswirtschaftlichen /-technischen Bereich
Präsentation unserer Arbeit auf Messeständen



Wir bieten Ihnen eine sehr interessante, vielfältige Tätigkeit in einem jungen und dynamischen Team.

(Wohnmöglichkeit am Firmengelände)

Richten Sie die Bewerbung an: Christlicher Medienverbund KEP
Steinbühlstraße 3 · 35578 Wetzlar · (0 64 41) 9 15 151 · info@kep.de

Zuwendung auf Rechnung

In Deutschland fühlen sich viele Menschen einsam. Um der Isolation zu entkommen, bezahlen sie andere Menschen dafür, Zeit mit ihnen zu verbringen. pro hat Ute Scheuren einen Tag lang begleitet. Sie kümmert sich um einsame Menschen. | VON JOHANNES WEIL UND SANDRO SERAFIN

Viele Senioren nehmen professionelle Hilfe in Anspruch, damit sie überhaupt jemanden haben, mit dem sie ihre Zeit verbringen können.

Seit zwei Jahren arbeitet Ute Scheuren in ihrem Traumjob: Sie ist Lebenshelferin. Zuvor war sie als Heilerziehungspflegerin tätig, fest angestellt mit eng getakteten Arbeitszeiten. „Durch private Einschnitte habe ich 2016 eine neue Herausforderung gesucht“, erzählt sie.

Fündig geworden ist sie beim Berliner Unternehmen „SeniorenLebenshilfe“. In Bochum und Umgebung besucht sie seit her ältere Menschen und verbringt Zeit mit ihnen. Bei einigen Klienten kümmert sie sich auch um deren Haushalt und macht Einkäufe oder spielt mit ihnen. Für viele ihrer Klienten ist sie die einzige Bezugsperson im Leben, weil diese einsam sind. Sie bezahlen Geld dafür, dass sich jemand um sie kümmert. Scheuren lebt von der Einsamkeit und Hilfsbedürftigkeit der Senioren.

Sie arbeitet sechs Tage in der Woche – einen davon nur vormittags. „Wenn ich samstags mit meiner Kundin frühstücke, ist das für mich auch schön und nicht nur Arbeit.“ Ihre Firma un-

terstützt Scheuren bei der Verwaltung und lässt ihr im Tagesgeschäft zugleich große Spielräume bei ihrem Tun.

Als Freundin ist sie ihm alles wert

Heute kümmert sie sich im Essener Stadtteil Unterruhr um den 86-jährigen Johannes Neuhaus. „Frau Scheuren war ein absoluter Glücksgriff“, sagt der Senior mit rheinischem Dialekt. Neuhaus ist eine Ausnahme unter Scheurens Klientel, denn eigentlich ist er kein einsamer Mensch. Der frühere Besitzer eines Möbelhauses ist noch gut im Stadtteil vernetzt. Der Witwer hat Kinder und auch im Alter nochmal eine neue Lebensgefährtin gefunden, die nicht weit von ihm entfernt wohnt. Die ist dankbar für Ute Scheuren, sei sie doch für ihren Freund „alles wert“. Neuhaus' Lebensgefährtin kümmert sich gelegentlich selbst ehrenamtlich um alte Menschen im Heim. Beim Abschied höre sie

oft die Worte: „Bleib doch noch ein Stündchen.“ Solche Sätze sprächen Bände.

Neuhaus weiß sich bei Scheuren in guten Händen, „weil sie Dinge erledigt. Oft muss ich sie gar nicht darum bitten.“ Als die Lebenshelferin die Gardinen gewaschen hatte, „brauchte ich keine Lampe mehr. Es war auch so hell genug“, schmunzelt er.

Der Rentner hat eine Krebserkrankung überstanden und vor vier Jahren eine neue Herzklappe bekommen. Nach einer Entzündung musste er erneut operiert werden. 2017 stürzte er dann nachts im Badezimmer. Eine Vollzeit-Betreuung lehnte der Witwer aber ab. Er wollte für einen Platz im Pflegeheim nicht sein Eigenheim verlassen. Menschen aus seinem Umfeld haben ihn auf das Angebot der „SeniorenLebenshilfe“ aufmerksam gemacht.

Warteliste mit zehn Personen

Das Interesse an den Diensten der Lebenshelferin ist groß: Mittlerweile stehen zehn Personen auf ihrer Warteliste, erzählt sie, bevor sie in der Küche verschwindet und für Neuhaus Frikadellen zubereitet. „Ich könnte natürlich alles enger takten und mehr Geld verdienen“, sagt sie. Aber sie möchte sich auch Zeit für den Einzelnen nehmen und nicht von einem Kunden zum nächsten hetzen.

Neuhaus' Frau ist vor zwölf Jahren verstorben. Wirklich einsam fühlt er sich nicht, aber er braucht Gesellschaft. An guten Tagen besucht er das Möbelgeschäft an der Hauptstraße. „Ich prüfe die Kontoauszüge und schaue, ob die alles richtig machen“, lächelt er verschmitzt.

Gesellschaftliche Veränderungen bewertet er kritisch: „Früher in den Großfamilien war immer jemand für einen da“, sagt er. Heute lebe jede Familie für sich. Die eigenen Kinder hätten oft keine Zeit mehr für ihre Eltern. „Mein Sohn bringt mir Sachen vom Einkaufen mit, anstatt mich mitzunehmen. Er sagt immer, dass ich so lange brauche.“ Neuhaus findet, dass die Alten durch das gesellschaftliche Raster fallen. „Der Mensch ist nicht dafür geschaffen, einsam zu sein. Er leidet kolossal darunter.“ Häufig habe er erlebt, dass Menschen nur auf ihre Karriere bedacht seien: „Im Alter sind dann Freunde und soziale Kontakte, die sie hätten haben können, gar nicht vorhanden.“ Den heimatlichen Gottesdienst besucht Neuhaus nicht mehr, weil er akustisch kaum etwas versteht. Deswegen schaut er sich den ZDF-Fernsehgottesdienst an.

Auch für den zweiten Kunden des Tages ist Ute Scheuren eine wertvolle Begleiterin. Mit seinen 95 Jahren ist Ludwig Werner der zweitälteste Kunde. Er kocht noch selbst und lebt nach dem Tod seiner Frau 2006 alleine in einem Mietshaus im Bochumer Stadtteil Wattenscheid. Trotzdem ist auch er kein klassisch Einsamer. Seine Nachbarn kennt er fast alle, was „heutzutage ja nicht mehr selbstverständlich ist“, sagt er.

Auf die „SeniorenLebenshilfe“ wurde sein Sohn durch eine Zeitungsanzeige aufmerksam. Scheuren beginnt ihren Dienst mit einem kleinen gemeinsamen Ritual. Sie trinken zusammen Tee und essen Kekse. Werner ist noch mobil: Er begleitet seine Kinder in den Urlaub, besitzt ein Handy und trifft beim Einkaufen im Supermarkt immer Menschen, die er kennt. Lediglich die Augen bereiten ihm Probleme.

Werner erzählt von seinem Leben, über den Krieg, seine Zeit als Soldat und über die täglichen Nachrichten aus aller Welt. Er redet auch übers Sterben. Scheuren hört ihm zu.

Ministerin für die Einsamkeit

„Herr Werner und Herr Neuhaus sind Ausnahmen“, erzählt Scheuren. Viele ihrer anderen Klienten sitzen nur zu Hause, haben keine Bezugsperson außer ihr. Diese Kunden bezahlen vor allem dafür, dass Scheuren ihnen Gesellschaft leistet. „Da überlege ich schon, wie es einmal bei mir wird“, sagt sie. Deswegen versucht die kinderlose Frau, eigene Freundschaften und soziale Netzwerke zu pflegen und zu erhalten.

Mittlerweile wird die Einsamkeit auch zum politischen Thema. Großbritanniens Regierungschefin Theresa May hat ihre Ministerin Tracey Crouch damit betraut, sich für die Belange der Einsamen einzusetzen. May begründete diesen Schritt mit der „traurigen Realität des modernen Lebens“. Viele Menschen hätten niemanden, „mit dem sie reden oder ihre Gedanken und Erfahrungen teilen können“. Auch die deutsche Politik möchte das Thema enttabuisieren. Der SPD-Politiker Karl Lauterbach betont den medizinischen Aspekt. „Einsamkeit in der Lebensphase über 60 erhöht die Sterblichkeit so sehr wie starkes Rauchen“, sagte der Gesundheitsexperte kürzlich in einem Interview der Bild-Zeitung. Zudem erkrankten diese Menschen viel häufiger an Demenz, meint Lauterbach.



Ute Scheuren arbeitet als Lebenshelferin bei der SeniorenLebenshilfe: für viele von ihnen ist sie die einzige Ansprechpartnerin.

Aktuelle Zahlen des Marktforschungsinstituts Splendid Research belegen, dass sich 11,7 Prozent der deutschen Bevölkerung ständig oder häufig einsam fühlen, bei weiteren 32 Prozent ist dies zumindest manchmal der Fall. Maike Luhmann, Psychologie-Professorin an der Universität Bochum, hat erhoben, dass sich jeder fünfte Deutsche über 85 einsam fühlt. Bei den 45- bis 65-Jährigen ist es jeder Siebte. Ausgenommen ist keine Altersgruppe.

Menschliches Leid tut weh

Ute Scheuren spricht mit ihren Kunden über die Politik, über Gott und die Welt. Vieles, was sie hört, ist hart, und das menschliche Leid tut ihr weh. Viele erzählen ihr, dass sie keine Energie mehr für das Leben haben. „Jeder Tag läuft bei ihnen gleich ab. Oft wissen sie gar nicht genau, welcher Tag heute ist“, erzählt sie von Kunden, die – anders als Werner und Neuhaus – ständig alleine sind.

In solchen Situationen ist die Lebensbegleiterin als Zuhörerin und Ratgeberin gefragt. Dabei trifft sie zufriedene Menschen, aber noch mehr Verzweiflung. Gegenüber den Kunden rechnet Ute Scheuren ihre Leistung stundenweise ab. Wenn es bei ihnen finanziell eng wird, bezahlt das Sozialamt. Für viele ihrer Kunden ist ihr Dienst unbezahlbar – und das gleich im doppelten Sinn. ■



DER BLINDE FLECK DER KIRCHE

Unter dem Stichwort „ChurchToo“ haben tausende Amerikanerinnen via Twitter Missbrauch und Sexismus in der Kirche angeklagt. In Deutschland ist die Debatte noch nicht angekommen. Dabei gibt es auch hier Opfer. | VON ANNA LUTZ

Es sind Geschichten wie die von Emily Joy, die eine Debatte über Missbrauch und Sexismus in der Kirche ausgelöst haben, wie sie Amerika noch nie gesehen hat. Auf Twitter schrieb die Bloggerin im November 2017: „Ich werde jetzt mutig sein.“ Und weiter: „Als ich 16 Jahre alt war, versuchte ein Mann Anfang 30, mich zu verführen.“ Der Jugendleiter in ihrer evangelikalen Megachurch habe ihr schon Monate zuvor immer wieder Ratschläge gegeben, mit wem sie ausgehen solle und vor allem, mit wem nicht. Dann kamen anzügliche E-Mails und Textnachrichten. Joy fühlte sich derart bedrängt, dass sie sich ihren Eltern offenbarte. Der Jugendleiter verlor seinen Job. Die Gemeinde erfuhr nichts über die Gründe dafür. Laut Joy war sie nicht die einzige, die er bedrängte. Heute sei er andernorts für Teenager in einer Kirche verantwortlich.

Joy's Tweet war eine Reaktion auf den einer Frau namens Audrey Assad. Auch sie berichtete davon, wie ein wesentlich älterer Mitarbeiter ihrer Kirche sie als junges Mädchen verführte. Das sei nichts anderes gewesen als „Missbrauch – ausgeführt von einer Person in einer machtvollen Position“, schrieb sie.

Auf die Kommentare der Frauen sind bis heute Tausende gefolgt. Unter dem Hashtag „ChurchToo“ – eine Anspielung auf die Sexismus-Debatte in der Filmbranche unter dem Titel „MeToo“ – twittern bis heute Betroffene über das, was sie innerhalb ihrer Kirchen erlebt haben. Das reicht von sexistischen Äußerungen bis zur Vergewaltigung durch den Pastor oder Kindesmissbrauch durch den Jugendleiter. Jüngst nahm die US-Pastorin Nadia Bolz-Weber die Debatte zum Anlass, um in der Zeitung Washington Post einen Paradigmenwechsel in der Kirche zu fordern. Dass Frauen in der Gemeinde untergeordnete Rollen zu übernehmen hätten, sei eine Fehlinterpretation der Bibel, ebenso wie die christliche Rechtfertigung von Sklaverei eine gewesen sei. „Wir Christen müssen unsere alten Sünden bereuen und uns klar machen, wo wir ein falsches Bild des Christentums gutgeheißen, sein wahres Wesen aber abgelehnt haben.“

Trotz vereinzelter Blogeinträge und Tweets ist die Debatte um Sexismus in der Kirche bisher nicht wirklich in Deutschland angekommen. Die Kirchen selbst tun sich schwer, sich zum Thema zu positionieren. Zwar räumte die Referentin für Chancengleichheit in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Kristin Bergmann, im Februar gegenüber der Monatszeitschrift Zeitzeichen ein, sexuelle Belästigung komme auch in Gemeinden vor. Darüber hinaus wollte sich die Evangelische Kirche gegenüber pro aber nicht zum Thema äußern.

Die scheidende Reformationsbotschafterin Margot Käßmann hingegen spricht mit pro über ihre Erfahrungen mit Sexismus in der Kirche. Käßmann wurde in den Achtzigerjahren ordiniert, einer Zeit, in der Frauen im Protestantismus als für das Aufbü-



Die Kirche hat ein Problem mit Sexismus. Das zumindest mahnen tausende Amerikanerinnen via Twitter an.

Fotos: Tim Mossholder; Sven Lorenz

geln der Altardecken zuständig angesehen wurden. Später war Käßmann die erste Frau auf dem Bischofsstuhl in Hannover und auch die erste im Amt der EKD-Ratsvorsitzenden. Sie erinnert sich: „Es ist oft kommentiert worden, was ich anhatte. Zum Beispiel, dass ich bei meiner Amtseinführung schwarze Strümpfe trug. Oder Absätze. Meine kurzen Haare waren Thema. Ich habe da komische Dinge erlebt, aber das hat mich nie verletzt.“ Geärgert hat sie, dass im Vorfeld ihrer Bischofswahl diskutiert wurde, ob eine Frau mit vier Kindern das Amt ausfüllen könne. „Dabei hatte mein Gegenkandidat fünf Kinder.“ Subtiler Sexismus wie dieser sei ihr immer wieder begegnet. Sätze wie: Sie sieht gut aus und kann auch noch predigen. Von offenem Sexismus könne sie nicht berichten. Die Debatte um „ChurchToo“ findet sie wichtig: „Weil es Männern vielleicht klar macht, dass sie auf ihre Worte achten müssen. Und ich fände gut, wenn das Thema nicht länger als feministische Randdebatte in der Kirche abgetan wird, sondern Männer es ebenfalls als ihr Thema betrachten.“

Überall da, wo Menschen Macht über andere haben

Die Deutsche Evangelische Allianz betreibt seit einigen Jahren eine sogenannte Clearingstelle für Machtmissbrauch. Auf Nachfrage sieht diese sich aber nicht als auskunftsfähig für das spezifische Thema des Sexismus oder sexuellen Missbrauchs und verweist auf andere Stellen. Etwa das Weiße Kreuz, eine evangelische Organisation, die Menschen zu Fragen der Sexualität berät.

Leiter Martin Leupold räumt ein, Missbrauch könne überall da vorkommen, wo Menschen über andere Macht haben. Starke autoritäre Strukturen erhöhten das Risiko. Das könne auch in der Kirche sein. Pauschalisieren will er das nicht: „Ich glaube nicht, dass Kirchen grundsätzlich gefährdeter sind als andere Organisationen.“ Tatsächlich sei der christliche Glaube an sich eher ein Hemmnis für Gewalt. Die Bibel verurteile Diskriminierung und Missbrauch scharf. Dennoch sieht Leupold einen Bedarf an einem offenen Gesprächsklima beim Thema Sexualität in Gemeinden. Es sei mancherorts nach wie vor ein Tabu. Besonders Opfer sexuellen Missbrauchs müssten wissen, wen sie ansprechen könnten und dass sie Gehör fänden.



Ille Ochs ist als Kind von ihrem Vater missbraucht worden. Er leitete die Kinderarbeit in einer Freikirche.

Ein solches Opfer ist Ille Ochs. Die Schwester von Peter Strauch, dessen Lieder in vielen Kirchen gesungen werden, ging 2016 mit ihrer Geschichte an die Öffentlichkeit. In ihrem Buch „Im Käfig der Angst“ schreibt sie über den Missbrauch durch ihren Vater Karl Strauch. „Wir wissen heute, dass er pädophil war“, sagt sie im Gespräch mit pro über den mittlerweile Verstorbenen. Ehrenamtlich leitete Karl Strauch die Kinderarbeit in der Freien evangelischen Gemeinde, die auch Ochs besuchte. Er organisierte Freizeiten, bei Strauchs zuhause gingen Gemeindemitglieder ein und aus. „Mein Vater stand hoch oben auf einem Sockel“, sagt sie. „Als ich ein Kind war, waren Leitungspersonen in der Kirche nahezu unantastbar – auch, weil sie als von Gott berufen galten.“ Der Vorbildcharakter von Leitern sorgte auch heute noch dafür, dass Menschen in solchen Positionen seltener über eigene Probleme sprächen. Und denen, die sie anklagten, werde seltener geglaubt.

Obwohl Ochs sehr deutlich macht, dass der Missbrauch von schutzbefohlenen Kindern und der Missbrauch von erwachsenen Frauen sehr unterschiedliche Auswirkungen beim Opfer und auch grundverschiedene Ursachen beim Täter haben kann, sieht sie eine Gemeinsamkeit: „Wer missbraucht, will Macht über eine Person ausüben.“ Kirchen seien besonders gefährdet, denn innerhalb ihrer Systeme gebe es starke Machtstrukturen. Deshalb begrüßt sie die Debatte über „ChurchToo“. Sie plädiert für offene Räume, um das Gespräch über Missbrauch in den Kirchen zu pflegen.

Als Ochs an die Öffentlichkeit ging, sei sie von manchen als Nestbeschmutzerin wahrgenommen worden, die das Bild der Kirche schlecht mache. „Aber nur, weil wir nicht über etwas reden, geht das Problem doch nicht weg“, sagt sie. Wer hingegen Fehler bekenne und benenne, sei authentisch und werde auch so wahrgenommen – das gelte auch für Gemeinden. Sie ist sich sicher: „Wo Kirche ehrlich mit ihren Problemen umgeht, hat sie Überzeugungskraft.“ ■



„Viele US-Christen nennen sich nicht mehr evangelikal“

Bill Hybels leitet seit mehr als vier Jahrzehnten die Willow Creek Church. Die amerikanische Kirche setzt immer wieder Trends für Gottesdienstgestaltung und Gemeindeleben. Im pro-Interview verrät Hybels, was er nach seinem Abschied im Herbst plant, warum sich Willow nicht mehr „evangelikal“ nennt und was er von Trumps Politik hält. | **DIE FRAGEN STELLTEN MARTINA BLATT UND JÖRG PODWORNÝ**

Ob das Interview stattfindet, ist lange nicht klar. Bill Hybels, Leitender Pastor der Willow Creek Community Church in South Barrington bei Chicago, ist im Februar nach Dortmund zum Leitungskongress seiner Kirche gekommen. Der Hype ist groß, er wird wie ein Star gefeiert. Die Tage in Deutschland sind straff getaktet. Freie Zeit gibt es kaum. Und so sind Kollege Jörg Podworný vom Bundesverlag und ich stets auf Abruf. Als die dreitägige Großveranstaltung schon fast vorbei ist, bekommen wir am letzten Tag doch noch die Möglichkeit für ein Gespräch. Denn Hybels' Zug, mit dem er weiterreisen will, verspätet sich um zwei Stunden wegen des Fußballspiels von Borussia Dortmund gegen den Hamburger SV.

Und so fahren wir am Interviewtag im gläsernen Aufzug des Hotels in die oberste Etage über den Dächern von Dortmund. Drei mondäne grüne Drehsessel stehen in der „Chill Area“ bereit, Hybels sitzt noch mit geneigtem Kopf hinter einer Trenn-

wand, sammelt seine Gedanken, vielleicht betet er. Nachdem wir Journalisten uns gesetzt haben und die Aufnahmegeräte bereitliegen, tritt Hybels hinter der Wand hervor, begrüßt uns, bekleidet mit legerem grauen T-Shirt und einem schwarzen Outdoor-Pulli. Auf die Bühne tritt er fast ausschließlich im Business-Hemd. Er wirkt konzentriert und fokussiert auf das anstehende Interview. So starten wir in das halbstündige Gespräch.

pro: Herr Hybels, Sie brennen für Christus, für die Kirche, für die Menschen. Gleichzeitig haben Sie Ihr Privatleben und Ihre Familie. Wie werden Sie beiden Bereichen gerecht?

Bill Hybels: Diese Spannung ist in allen Berufen sehr ähnlich, auch bei Ärzten oder Buchhaltern. Wir alle müssen herausfinden: Was bedeutet es, Vater und Mutter zu ehren, unseren Ehepartner zu ehren, in Kinder zu investieren? Gott vertraut uns diese als Schätze an. Viele Aussagen der Bibel messen diesen

Foto: Marc Gilgen/Willow Creek

Eine Premiere: Zum ersten Mal überhaupt nimmt sich Bill Hybels im Rahmen der Willow-Kongresse in Deutschland in Dortmund Zeit für ein ausführliches Journalistengespräch.

Kernbeziehungen einen hohen Wert bei. Und wir müssen unser Leben so ausrichten, dass wir den Menschen mit angemessener Wertschätzung begegnen, wie Gott uns das deutlich sagt.

Mir gelingt das nicht perfekt, aber ich gebe mir immer große Mühe. Ich war nun 14 Tage weg, morgen bin ich wieder zu Hause. Wir haben eine Familienfeier für morgen geplant, bei der die ganze Familie, die Kinder und die Enkel, da sind. Wenn ich ein paar Wochen weg war, versuchen wir das wieder auszugleichen und Strukturen und Lebensrhythmen zu finden, um die Beziehungen zu ehren, die wir schätzen.

Aus deutscher Perspektive wird die Willow Creek Community Church als „evangelikal“ verstanden. Wie würden Sie die geistliche Basis charakterisieren?

Viele Christen in den USA nutzen den Begriff „evangelikal“ nicht mehr. Er hat seine Bedeutung verloren und wurde mit anderen Konnotationen beladen, die keine Brücken bauen, die eher trennend sind. Deswegen bezeichnen wir uns selbst als christliche Kirche, die versucht, die Liebe Christi zu empfangen und sie in unserer Gemeinde in jeder erdenklichen Weise weiterzugeben. Wir versuchen, bestimmte Etiketten zu vermeiden, die Mauern um uns herum schaffen können, da wir Brücken lieber mögen als Mauern.

Konservative Christen werden in den Medien oft einseitig dargestellt. Der Fokus liegt immer wieder auf negativ besetzten oder dem Mainstream entgegenstehenden Themen wie einem „Nein zur Homo-Ehe“, „Kein Sex vor der Ehe“. Wie gehen Sie mit Kritikern um?

Früher war ich immer schwer beleidigt, wenn die Presse die Berichterstattung über unsere Kirche aufbauschte. Aber dann verstand ich: Wir sind eine große Kirche, die Leute interessieren sich für das, was bei Willow passiert – und mit den Berichten darüber verkaufen sich mehr Zeitungen und Anzeigen. Als ich diese Perspektive einnahm, wurde es ein bisschen weniger persönlich zwischen mir und der Presse. Das half mir in meinen Beziehungen zu bestimmten Journalisten.

Mein zweiter Gedanke ist, dass viele Christen im Grunde fair von der Presse behandelt werden. Christen haben teilweise derart unverschämte Aussagen zu Homosexuellen, Transsexuellen und anderen Themen gemacht, dass sie andere Christen damit erheblich in Verlegenheit gebracht haben. Sie sollten für ihre falschen Darstellungen und Charakterisierungen – gemessen an der Haltung Christi – auch verantwortlich gemacht werden. So gesehen bin ich froh, dass die Presse solche unglücklichen

Gedankenmuster entlarvt. Wenn Leute sich leichtsinnig äußern, sollten sie Verantwortung dafür übernehmen. Oft geben die Medien auch die Gelegenheit, etwas noch einmal zu sagen oder es zurückzuziehen. Meine Hoffnung ist, dass sich so auch die generelle Debattenkultur in der Gesellschaft verbessert.

Sie und Ihre Frau Lynne haben im Februar 2017 gemeinsam mit 100 anderen christlichen Leitern gegen Präsident Donald Trumps Einreisestopp für Menschen aus muslimischen Ländern opponiert. Sie haben sich eingesetzt für die „Dreamers“, Kinder illegaler Einwanderer. Wie sollen Christen mit Flüchtlingen und Menschen in Not umgehen?

Das ist ein kompliziertes Thema. In der Bibel lesen wir, dass wir Fremde willkommen heißen sollen. Maria und Josef mussten mit dem neugeborenen Jesus ins Ausland flüchten, um sein Leben zu retten. Es geht also um wichtige Lebensfragen. Meine Frau und ich haben zuerst in die Bibel geschaut und dann auf die Gesetzeslage. Wenn Menschen gegen Gesetze verstoßen und illegal in unser Land einreisen, sollte es dafür Konsequenzen geben – nicht zwangsläufig Abschiebung, aber es sollte Folgen haben. Die Flüchtlinge und Einwanderer, mit denen wir zu tun haben, wollen das Richtige tun. Sie sagen: „Sagt uns, was wir richtig machen können. Gibt es eine Geldstrafe, die wir bezahlen können? Gibt es irgendeinen Schadensersatz, den wir anbieten können, damit es einen Weg zum legalen Leben in diesem Land gibt?“ Zu diesem Zeitpunkt gibt es aufgrund unserer Einwanderungspolitik keinen klaren Weg. So sind wir zu der Ansicht gelangt, dass die Kirche die Gesetzgeber auffordern muss, diese Politik eindeutig zu klären, damit die Menschen ihre Zukunft planen können.

Diese Menschen leben quasi permanent in Ungewissheit.

Ich weiß nicht, ob sich jemand wirklich vorstellen kann, wie es ist, dauerhaft in diesem „Limbo“ – wie wir es in den USA nennen – zu leben, wo du nicht weißt, ob du abgeschoben wirst. Wo du nicht weißt, ob dich ein Polizist anhält, ob du ins Gefängnis gesteckt wirst, ob du Pläne für deine Ausbildung und Heirat machen kannst. Weil die Gesetze hier so unklar sind, dass intelligente und ehrenwerte Menschen ihr Leben nicht fortführen können.

Meine Frau und ich sind, wie auch unsere Kirche, dafür, dass die Regierung eine Verantwortung tragen muss, um diese Gesetze zu klären, neue zu schaffen oder schlechte zu beseitigen. Wir sind generell der Meinung, dass die Bevölkerungen aller Länder die Gesetze befolgen und Einwanderungsregeln nicht brechen sollten. Wenn dies jemand getan hat, muss es einen Weg geben, dass diese Gesetzesverstöße auf irgendeinem Weg wiedergutmacht werden können, damit die Betroffenen dennoch legal und ehrlich weiterleben können.

Viele Evangelikale in den USA unterstützten Donald Trump. Wie sehen Sie ihn und seine Politik?

Kein Kommentar.

Dieses Jahr beenden Sie Ihre Karriere als Leitender Pastor von Willow Creek. Eines Ihrer Mottos war „Auf Kurs bleiben“.

Gab es Momente, in denen Sie vom Kurs abgewichen sind?

Wir sind der ursprünglichen Vision von Willow treu geblieben. Sie besteht darin, nicht-religiöse Menschen zu begeistern und zu hingebungsvollen Nachfolgern Christi zu machen. Dieser Leitgedanke galt während meiner gesamten Amtszeit und tut es noch heute.

Wir versuchen, Menschen, die weit entfernt sind von Gott, zu helfen, an Jesus Christus zu glauben und zu einer reifen christlichen Persönlichkeit zu wachsen. Das ist der innerste Kern dessen, was unsere Gemeinde ausmacht. Die Gemeindearbeit ist dabei über die Jahre komplexer geworden. Das Evangelium ist umfassender als unsere Ursprungsvision. Denn die schließt die Bereiche Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, Rassenversöhnung, Fürsorge für Gefangene und andere bedeutsame Teile des Evangeliums nicht explizit ein. Ich bin dankbar dafür, dass wir den Anstößen des Heiligen Geistes gefolgt sind und unser Verständnis davon, wie umfassend das Evangelium ist, vertieft und geweitet haben.

Gibt es etwas, was Sie im Rückblick ändern würden?

Ich denke, wir mussten uns entwickeln, wir mussten reifen. Ich werde oft gefragt: „Wenn Sie wüssten, was Sie heute wissen, was würden Sie tun, wenn Sie 25 wären?“ Und ich sage: Das ist eine unproduktive Frage. Weil du Weisheit erlangst, wenn du älter wirst: von 25 Jahren auf 35, 45, 55 Jahre. Auf diesem Weg lernst du. Niemand kann Weisheit erlangen ohne all die kleinen Fehler, die Siege und die Niederlagen auf dem Weg.

„Ich bin froh, dass die Presse unglückliche Gedankenmuster entlarvt.“

Wie fühlt es sich für Sie an, nach mehreren Jahrzehnten zurückzutreten? Wie können wir uns Bill Hybels im Ruhestand vorstellen?

Wir sprechen nicht von „Ruhestand“. Meine Rolle als Leitender Pastor endet jetzt. Ich werde aber Mitglied der Gemeinde bleiben, und unsere Ältesten haben mir alle Freiheiten gegeben, ehrenamtlich mitzuarbeiten. Ich freue mich darauf, dann Aufgaben zu übernehmen, die ich wegen meiner Leitungsverantwortung bisher nicht übernehmen konnte.

Niemand, der mich gut kennt, befürchtet, dass ich mich womöglich zurückziehe. Ich werde Energie in den „Global Leadership Summit“ investieren, mit dem wir mittlerweile mehr als 400.000 Leiter weltweit erreichen. Und hoffentlich lasse ich ausreichend Zeit in meinem Leben, damit Gott seine Geschichte schreiben kann, der ich voller Erwartung folgen will. Wir werden sehen, wohin das führt. Aber ich habe noch genau so viel Energie und Leidenschaft für die Sache Gottes und die Gemeinde wie als Kind.

Sie haben Willow mehr als 40 Jahre lang geleitet. Was wird sich ändern, wenn jetzt mit Heather Larson eine Frau Leitungsverantwortung trägt?

Nun, das wird sich zeigen. Aber ich habe Heather jetzt schon ein Jahrzehnt leiten sehen – und sie gehört zu den besten Leitern, ob männlich oder weiblich, die mir jemals begegnet sind. Sie ist so ein klarer Kopf und möchte die Gemeinde voranbringen. Sie hat die geistliche Gabe der Leitung und sie drückt das auf eine so demütige Weise aus; du möchtest einfach mit ihr zusammen sein, zu ihrem Team gehören. Sie ist eine energiegeladene, nachdenkliche und herausfordernde Leiterin. Als unsere Gemeinde erfuhr, dass Heather die neue Leitende Pastorin werden würde, gab es Standing Ovationen.

Vielen Dank für das Gespräch. ■

» Das Interview führten gemeinschaftlich das Willow Creek Magazin, der Bundes-Verlag und das Christliche Medienmagazin pro. Die Fragen stellten Martina Blatt (pro) und Jörg Podworny (Willow/SCM Bundes-Verlag), in Mitarbeit von Rüdiger Jope (SCM Bundes-Verlag).

Bill Hybels, Jahrgang 1951, gründete im Oktober 1975, damals noch Theologiestudent, in einem Chicagoer Vorort in einem Kino die „Willow Creek Community Church“. Die Besucher waren von der biblischen Lehre in ihrer Alltagssprache, der zeitgemäßen Musik, Live-Theater-Szenen, Filmeinspielern und der Ausrichtung auf Kirchendistanzierte begeistert. So wuchs die Kirche über die Jahrzehnte zu einer Megachurch mit laut eigenen Angaben 25.000 wöchentlichen Gottesdienstbesuchern. Hybels ist leitender Pastor seiner Kirche, scheidet im Oktober aus diesem Amt aus. Der 66-Jährige ist Autor zahlreicher Bücher und international als Redner aktiv. Seit 1974 ist er mit Lynne verheiratet, hat zwei erwachsene Kinder und zwei Enkelkinder. Nach einer überstandenen Krise achtet er auf eine gute Work-Life-Balance und intensive familiäre Beziehungen.

Foto: Marc Gilgen/Willow Creek

DEN NÄCHSTEN LIEBEN WIE MICH SELBST? LIEBER NICHT!

Gesprächspartner von Journalisten verdienen Respekt und verantwortungsvolle Berichterstattung. Um andere achten zu können, muss man sich erstmal selbst gegenüber gnädig sein. | VON JENIFER GIRKE

Dieses Gebot kennt fast jeder. Für mich aber zeigt sich darin ein verheerendes Dilemma unserer Zeit: Es impliziert, dass ich mich selbst liebe. Denn wenn ich mich selbst nicht liebe, kann ich auch nicht meinen Nächsten lieben, richtig? Was ist aber, wenn ich mich selbst nicht lieben kann oder es auf eine Art und Weise tue, die viel mehr an Götzendienst als an Nächstenliebe erinnert? Unsere Gesellschaft beugt sich mehr und mehr den Idealvorstellungen einer Superfood-Karriereglück-Leistungsdruk-Realität: Medien sagen dir, wie du aussehen sollst. Werbung sagt dir, welche Produkte du kaufen musst, um dieses Aussehen zu erreichen, und all deine Freunde und Bekannten machen mit bei dem Wettlauf „Wer ist der Beste von uns?“. Immer weniger Menschen empfinden einen ehrlichen Frieden ihrem Spiegelbild gegenüber und tun alles Mögliche und Finanzierbare, um eine „bessere Version“ ihrer selbst zu kreieren. Der Ansporn dabei ist Vergleichen, Beurteilen und ein Sich-Nie-Zufriedengeben. Wenn das die Art und Weise ist, wie wir Selbstliebe ausüben, und es das ist, was wir unserem Nächsten entgegenbringen sollen, dann tut er oder sie mir jetzt schon leid.

Ähnliches gilt für das Berufsleben – auch hier kann es nicht schnell genug gehen mit Erfolg und Karriere. Scheitern

verboten. Überstunden garantiert. Sich ausprobieren – keine Zeit. Utopisch lange To-Do-Listen – ein Must-Have. Was bedeutet das für den Journalismus? Einen Bereich, in dem es um Menschen geht. Menschen, die etwas zu erzählen haben, die es verdienen, angehört zu werden, die wir nicht als Geschichtenmaschinen abstempeln dürfen?

Auch wenn die Welt anders, und zwar schneller, tickt, basiert mein Arbeitsprinzip auf dem wohl wertvollsten Gut, das wir haben: Zeit. Ich nehme mir Zeit, um das zu hören, was mir mein Gegenüber sagt, und nicht das, was am meisten auf Facebook geklickt wird. Einfühlbarkeit ist notwendig, nicht von Voyeurismus gesteuerte Superlative. Empathie ist gefragt, nicht auf den eigenen Erfolg ausgerichtete Rücksichtslosigkeit. In den Medien geht es mehr und mehr darum, der Schnellste zu sein, der mit der besten Story, mit den brutalsten Fotos, mit den exklusivsten Interviews – die Folge davon sind „Fake News“, Politikverdrossenheit und eine gefährliche Abstumpfung gegenüber sensiblen Inhalten.

Markus 12, Vers 31

**ALS ZWEITES KOMMT HINZU:
DU SOLLST DEINEN NÄCHSTEN
LIEBEN WIE DICH SELBST.**

Würde ich als Interviewpartnerin oder Protagonistin so behandelt werden wollen? Als eine Quelle von Klickzahlen, Leserzuwachs oder Reichtum? Nein. Ich möchte ernst genommen werden. Ich möchte gesehen und gehört werden. Ich möchte mich darauf verlassen können, dass das, was ich dem Journalisten sage, angemessen dargestellt wird. Ich möchte darauf vertrauen können, dass Journalisten ihre Gabe nicht dafür einsetzen, dem Leistungs- und Optimierungsdrang hinterherzurrennen, sondern für verantwortliche Berichterstattung. Als Journalistin habe ich eine persönliche Neudefinition von Erfolg in mein Leben integriert: Erfolg ist das natürliche Ergeb-

nis, wenn ich meine Gaben für die Dinge und Menschen einsetze, die ich liebe. Erfolg erdrückt mich nicht. Erfolg befähigt mich, mehr und mehr der Mensch zu werden, als den Gott mich geschaffen hat. Somit wird der Wunsch nach Erfolg auch ein Wunsch nach Nächstenliebe. Ich lerne, mich selbst anzunehmen, mich selbst wertzuschätzen, und gebe diese Wertschätzung an andere weiter. Das ist eine Form von Selbst- und Nächstenliebe, die ich mir im Privaten, aber auch im Beruflichen wünsche. ■



Foto: Steffen Roth

Jenifer Girke, Jahrgang 1991, arbeitet als freie Journalistin, Filmproduzentin und Buchautorin in Berlin. Den Themen Leistungsgesellschaft, Optimierungszwang und dem Kampf um wirkliche Selbstannahme geht sie auch in ihrem Buch „Parallelwelten“ nach.

Foto: lightstock, Pixel Creative

MIT W-LAN IN DIE KIRCHE

Handys an zum Gottesdienst! Bei den interaktiven Online-Gottesdiensten, die Pfarrer Rasmus Bertram entwickelt hat, ist das nicht nur erlaubt sondern erwünscht: Jeder soll sich auf diesem Weg mit seinen Fragen und Gedanken einbringen. Das ist typisch evangelisch, meint Bertram. Auf die Liturgie braucht der Pfarrer trotzdem nicht zu verzichten. | VON JONATHAN STEINERT



Die interaktiven Internet-Gottesdienste werden live aus der Kirche ins Netz gestreamt. Per Chat können sich Besucher und Internetnutzer selbst daran beteiligen.

Als der Gottesdienst beginnt, weiß Pfarrer Rasmus Bertram noch nicht, was er in der Predigt alles sagen wird. Er hat sie zwar vorbereitet, Kerngedanken und Ziel formuliert, aber sie zu Hause gelassen. Nur ein paar Karteikärtchen für einen Drei-Minuten-Input hat er dabei und seinen Tablet-Computer. „Die Predigt“, sagt Bertram, „habe ich im Kopf. Ich erwarte, dass Gott uns im Gottesdienst führt.“ Mit „uns“ meint er nicht nur sich, den Organisten und die Lektorin, er meint damit alle Gottesdienstbesucher, die sich – sei es in der Kirche, zu Hause oder auf der Autobahn – daran beteiligen können, per Internet, Livestream und Chat. Mit ihren Fragen und Gedanken bestimmen sie, wohin die Predigt geht.

Bertram, Pfarrer der Evangelischen Landeskirche in Hessen und Nassau, hat dieses Konzept des Internet-Mitmach-Gottesdienstes entwickelt. Im vorigen Jahr haben es mehrere Gemeinden erstmals live ausprobiert: Ein ganz normaler liturgischer Gottesdienst, der ins Internet auf die Plattform sublan.tv übertragen wird. Dort kann, wer immer gerade im Netz unterwegs ist, reinschauen und mitmachen – mit eigenen Kommentaren und Fragen im Chat. Auch die Gottesdienstbesucher im Kirchenschiff dürfen zum Smartphone greifen und ihre Beiträge abschicken. Diese werden anonymisiert, von einer Software sowie einem kleinen Redaktionsteam geprüft und thematisch sortiert und an den Pfarrer, seine Co-Predigerin und die Moderatorin weitergeleitet. Sie greifen die Anregungen und Beiträge auf und bauen sie live in eine Art Predigtgespräch ein.

Mitmachen – das ist aus Sicht Bertrams zutiefst evangelisch: „Wir glauben, dass Gott zu allen Menschen spricht, nicht nur zum Pfarrer“, sagt er und verweist auf Luthers Lehre vom Priestertum aller Gläubigen. Das verändere den Blick auf den Einzelnen: Jeder sei wichtig. „Wie konnte sich der evangelische Gottesdienst eigentlich zu so einer One-Man-Show entwickeln?“

Gemeinsam nach der Wahrheit suchen

Für ihn ist es nicht so entscheidend, in den Predigten Wissen zu vermitteln. „Die Menschen wollen wissen, was sich bewährt. Wie bekomme ich hin, was ich vorhabe? Wie gehe ich mit Scheitern um, wie mit einem Seitensprung?“ Dabei sei es für alle bereichernd, was jeder Einzelne einbringe. Dass er als Pfarrer dabei nicht jeden Gedanken so vertiefen kann, wie es nötig wäre, und dass die „Predigt“ auf diese Weise nicht immer einen durchgehenden roten Faden hat, nimmt Bertram in Kauf. Außerdem: Mit Improvisation kennt er sich aus, denn außer Theologie hat Bertram auch Schauspiel studiert und im Leipziger „Theater der neuen Welt“ Impro-Theater gemacht. Fähigkeiten, die er bei den interaktiven Gottesdiensten gut gebrauchen kann.

Dass die Kirche ein Ort ist, wo Menschen zusammen nach der Wahrheit suchen und wo es nicht schlimm ist, auch Fehler zu machen, war ein Grund für Bertram, Pfarrer zu werden. Geboren und aufgewachsen ist er in der DDR, in Sachsen-Anhalt. Das hört man ihm noch ein bisschen an, wenn er etwa „jeworden“ sagt oder „umgekehrt“. Als Teenie hat ihn die Kirche nicht interessiert. Zwar war er getauft, aber die Konfirmation hat er in der achten Klasse nicht gemacht – dafür mit 18 Jahren nachgeholt. Es habe nur Kirche oder Kommunismus gegeben, um sich gesellschaftlich zu engagieren. Die Kirche hat ihn überzeugt.

Die Idee für die interaktive Gottesdienstform entstand bei einem ganz profanen Anlass: einer LAN-Party. Diese Computerspiel-

Wer selbst einen interaktiven Internetgottesdienst durchführen möchte, kann die notwendige Technik beim Evangelischen Medienhaus in Frankfurt/M. für 300 Euro ausleihen. Der Service drum herum ist dieses Jahr noch kostenlos. Alle wichtigen Informationen dazu gibt es auf den Internetseiten medienhaus.ekhn.de/angebote/interaktive-gottesdienste.html sowie sublan.tv

Partys hatten Anfang der Zweitausenderjahre ihren Höhepunkt, als das Internet noch langsamer war. Dafür trafen sich die Spieler in ausreichend großen Räumen, verkabelten ihre Rechner miteinander und zockten tagelang. So auch in der Frankfurter Jugendkirche St. Peter, wo Bertram Jugendpfarrer war. 2009 veranstaltete eine Gruppe von Jugendlichen namens „sublan“ dort die erste LAN-Party, die jungen Leute ballerten bei Spielen wie Counter Strike oder Call of Duty. Aber sie sollten auch eine Andacht von Bertram hören. Der stellte sich allerdings nicht zwischen die Computer: Er wurde über das Netzwerk aus der Kapelle zugeschaltet. So konnten die Zocker den Pfarrer auf ihren Bildschirmen sehen und über einen Rückkanal darauf antworten: der erste interaktive „sublan“-Gottesdienst. Das Interesse an den Partys und den Gottesdiensten wurde immer größer, die Technik und die inhaltliche Umsetzung der Gottesdienste professioneller. 2012 entschied das Team um Pfarrer Bertram, die LAN-Partys sein zu lassen und sich nur noch der Weiterentwicklung des neuen Formats zu widmen. Weitere drei Jahre später beendete Bertram seinen Dienst in St. Peter und wurde von seiner Landeskirche zu 50 Prozent freigestellt, um das Projekt voranzutreiben, finanziert vom ökumenischen Verein „Andere Zeiten“. Mit der anderen halben Stelle ist Bertram seitdem Gemeindepfarrer in Kriftel bei Frankfurt.

Die ersten sublan-Gottesdienste wurden zunächst aus St. Peter, später aus dem Studio von ERF Medien übertragen, 2017 das erste Mal live aus einem normalen liturgischen Gemeindegottesdienst. Fünf Gemeinden haben das bisher gewagt. Bertram strebt an, dass es zukünftig pro Monat ein bis zwei solcher Gottesdienste gibt, ohne dass er jedes Mal selbst anwesend sein muss – auch über die Grenzen der hessen-nassauischen Landeskirche hinaus. Mehr als etwas Wagemut und eine stabile Internetverbindung braucht eine Gemeinde dafür nicht. Die Technik stellt das Evangelische Medienhaus in Frankfurt zur Verfügung. „Manche Pfarrer haben Sorge, dass sich nicht genug Menschen beteiligen“, sagt Bertram. Das sei aber noch nie ein Problem gewesen. Bei den bisherigen Internetgottesdiensten live aus einer Gemeinde waren online noch einmal so viele dabei, wie im Kirchenschiff saßen. Beim ersten Anlauf in seiner Gemeinde in Kriftel grüßten die Online-Besucher aus dem Italienurlaub, von der Autobahn oder auch aus dem Nachbarort.

Ein Jahr fördert Andere Zeiten sublan.tv noch, dann wird das Projekt als gemeinnütziges Unternehmen weitergehen. Bertram betont, dass nicht jeder Gottesdienst dazu geeignet ist, ihn online-interaktiv zu gestalten. Er sieht die interaktiven Predigtgespräche als Ergänzung zur klassischen Gottesdienstform, ein niedrigschwelliges Angebot, Kirche kennenzulernen und mitzumachen, aber auch ein Angebot für Menschen, die aus gesundheitlichen Gründen nicht in die Kirche gehen können. Senioren rät er deshalb: „Wünscht euch ein Smartphone zum Geburtstag und nutzt es für den Gottesdienst!“ ■

BESCHWEREN, ABER RICHTIG

Der „Tatort“ war langweilig? Das Vorabendprogramm zeigt zu viel nacktes Fleisch? Die „Tagesschau“ berichtet schon wieder über dasselbe Thema? Wer mit dem Fernseh- oder Radioprogramm nicht einverstanden ist, kann sich bei den Sendern melden. Nicht immer ist eine formale Programm Beschwerde der richtige Weg. Aber wenn sie angebracht ist, ist der nicht schwer. | **VON JONATHAN STEINERT**



BESCHWERDE



VORPRÜFUNG



**DIREKTE ANTWORT BEI
ALLGEMEINEN FRAGEN**

WEITERLEITUNG



Wenn auf der Plattform programmbeschwerde.de eine Beschwerde eingeht,

Zuschauer und -hörer müssen nicht alles hinnehmen, was Fernsehen und Radio ihnen vorsetzen. Zwar lässt sich über Sinn und Geschmack streiten. Aber die Fernseh- und Radiosender in Deutschland können trotzdem nicht einfach ausstrahlen, was sie wollen. Die öffentlich-rechtlichen und die privaten Sender müssen sich mit dem, was sie senden, an bestimmte Regeln und Richtlinien halten. Das sind keine inhaltlichen politischen Vorgaben, etwa nur positiv über Flüchtlinge zu berichten. Vielmehr handelt es sich um rechtliche Richtlinien und ethische Grundsätze. Diese regeln Rundfunkstaatsverträge oder Gesetze zum Jugendschutz.

Wenn sich die Sender nicht daran halten, können sich die Zuschauer darüber beschweren – über informierende Beiträge wie Nachrichten oder Dokumentationen genauso wie über Shows oder Spielfilme. Wenn eine Sendung nicht gefällt, ist das noch kein ausreichender Grund, eine Programm Beschwerde einzureichen. Denn dafür muss der unzufriedene Zuschauer schon genau begrün-

den, gegen welche Regeln eine Sendung oder ein Beitrag verstößt. Wem zu viele Krimis gezeigt werden, wer seine Lieblingssendung zu einer anderen Uhrzeit sehen möchte oder grundsätzlich mit der Programmgestaltung nicht zufrieden ist, kann sich deswegen an die Zuschauerredaktion wenden. Für eine formale Beschwerde reicht das nicht.

Wenn aber zum Beispiel religiöse Gruppen schlechtgemacht werden oder ein Moderator jemanden beleidigt, kann das Inhalt einer Beschwerde sein. Oder wenn ein Film Gewalt verherrlicht, Kinder in geschlechtsbetonten, unnatürlichen Positionen zeigt oder wenn Horrorfilme nachmittags laufen – dann gilt das als jugendgefährdend. Außerdem muss Werbung genau gekennzeichnet werden und auch für Gewinnspiele gibt es besondere Regeln. Nicht zuletzt gilt die journalistische Pflicht, sorgfältig zu recherchieren und wahrhaftig zu berichten. Die Richtlinien sollen Zuschauer schützen und eine grundlegende Qualität sichern.

Wer sich über einen Beitrag beschweren möchte, kann das bei den Landes-

medienanstalten tun, sofern es sich um private Sender handelt. Geht es um eine Sendung im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, sind zunächst die Intendanten und dann die Rundfunkräte der einzelnen Sender und fürs ZDF der Fernsehrat zuständig. Noch einfacher geht es über die Internetseite programmbeschwerde.de. Dieses zentrale Portal gibt es seit Anfang der 2000er Jahre. Die Landesmedienanstalt Saarland betreibt es und kümmert sich darum, dass die Beschwerden, die dort abgegeben werden, an die zuständige Stelle kommen. Begründete Beschwerden leiten die Mitarbeiter an die verantwortlichen Gremien der Sender weiter, Kritik am Programm geht an die jeweilige Zuschauerredaktion.

Viele Beschwerden über AfD-Berichterstattung

1.150 schriftliche Anfragen und Beschwerden haben Zuschauer im vergangenen Jahr über das Portal abgegeben – Tendenz steigend. Wie Uwe Conradt, Direktor der Landesmedienanstalt Saar-



land, auf Anfrage von pro sagte, gab es bereits in den ersten Monaten dieses Jahres über 500 Eingaben. Für Ärger sorgte zum Beispiel das „Dschungelcamp“ im Januar oder der Kika-Film „Malvina, Diaa und die Liebe“, eine Dokumentation, die die Beziehung zwischen einer deutschen Jugendlichen und einem muslimischen Flüchtling aus Syrien thematisierte. Mehr Beschwerden gab es im vergangenen Jahr dazu, dass altersbeschränkte Filme ab 16 oder 18 Jahren schon am frühen Abend gezeigt wurden, obwohl sie erst nach 23 Uhr laufen dürfen. Oder dass im Nachmittagsprogramm, wenn auch Kinder fernsehen, Trailer für solche Filme ausgestrahlt wurden.

Da 2017 ein politisches Wahljahr war und erstmals die AfD auf Bundesebene antrat, schaute das Publikum den Sendern bei der politischen Berichterstattung besonders auf die Finger. „Bei neuen Parteien ist immer die Frage, ob sie zeitlich angemessen berücksichtigt werden, mit welcher Konnotation sie vorkommen oder wie die Besetzung bei Talkshows ist“, erklärt Conradt. Daher habe

es in diesem Zusammenhang besonders viele Beschwerden an die Adresse der öffentlich-rechtlichen Sender gegeben – von Gegnern wie von Sympathisanten der AfD. „Nicht weil die öffentlich-rechtlichen Sender nicht besonders kritikwürdig sind, sondern weil es in vielen Privaten kaum politische Berichterstattung gibt“, betont Conradt dabei.

Ist eine Beschwerde abgeschickt, können ein paar Wochen vergehen, bis die zuständigen Gremien die Beschwerde geprüft haben. Das liegt daran, dass die Prüfausschüsse in größeren Abständen tagen. Im Fernseh- und in den Rundfunkräten entscheiden darüber Vertreter verschiedener Interessengruppen, die die gesellschaftliche Vielfalt abbilden, zum Beispiel aus Parteien, Wohlfahrtsverbänden, Gewerkschaften, Naturschutz und auch Kirchen. Für die bundesweiten Privaten entscheiden die Kommission für Zulassung und Aufsicht – ihr gehören die Direktoren und Präsidenten der Landesmedienanstalten an – und die Kommission für Jugendmedienschutz, für regionale Sender sind die Landesmedien-

anstalten selbst zuständig. Gibt es tatsächlich etwas zu beanstanden, weil ein Sender gegen die Regeln verstoßen hat, muss der unter Umständen ein Bußgeld bezahlen. Das betrifft aber nur die privaten Sender. Grundsätzlich bekommen die für den Beitrag Verantwortlichen die Möglichkeit, dazu Stellung zu nehmen. „Die schärfste Waffe ist, dass die Beanstandung öffentlich ausgesprochen wird. So etwas hat kein Rundfunkveranstalter gern“, sagt Conradt. Die Kritik an dem Sender 9Live, der mit Anruf-Quiz-Sendungen viel Geld machte, führte zum Beispiel dazu, dass die Medienanstalten die Regeln für Gewinnspiele 2009 verschärfen. Gut zwei Jahre später stellte der Sender seinen Betrieb ein.

Insgesamt, stellt Conradt fest, gebe es ein „wachsendes Bedürfnis, sich mitzuteilen bei dem – vermuteten – Verlust der Programmqualität“. Für die Arbeit der Medienanstalten, die für die Regulierung des privaten Rundfunks verantwortlich sind, sieht er das positiv: „Dafür sind wir da. Wir müssen wissen, was die Menschen denken.“ ■



Eine frohe Botschaft, die verzaubert

Matthias Drechsel ist Illusionskünstler und überzeugt davon, dass er durch seine Kunst Menschen für den christlichen Glauben begeistern kann. pro hat ihn bei einem seiner Auftritte begleitet. | VON JOHANNES WEIL



Foto: privat

Matthias Drechsel ist überzeugt: Gottes Wort lässt sich auf vielfältige Weise vermitteln.

Matthias Drechsel schließt kurz die Augen. Er pustet sich noch einmal in die Hände. Dann geht er entschlossen den langen Gang zum Altarraum entlang. Er ist an diesem Abend zu Gast in der Erlöserkirche in Detmold. Der Künstler mimt Martin Luther. Er möchte seinen Gästen „zauberhaft“ die reformatorische Erkenntnis vermitteln.

Im Laufe des Abends zertrümmert er Handys, zaubert fehlende Puzzleteile hervor oder verschiebt seinen „Lebensrahmen“ so, dass darin Jesus auch noch einen Platz hat. Und er lässt Blankoschecks der „göttlichen Himmelsbank“ regnen. Sie sind für sein Publikum und ausgestellt auf „mein geliebtes Kind“. Bezahlt wurden sie auf Golgatha mit Jesu Tod am Kreuz. Diese Nachricht begeistert Drechsel und damit möchte der Illusionskünstler sein Publikum verzaubern.

Die Begeisterung für Illusionskunst trägt der 48-Jährige schon seit seiner Kindheit in sich. Damals besuchte der damalige Jugendreferent Fritz Reschke einmal jährlich Drechsels Heimat im sächsischen Reichenbach und zauberte und erzählte von seinem Glauben. „Er war ein begnadeter Zauberkünstler und

ein toller Mensch“, schwärmt Drechsel noch heute. Der Funke sprang über und schon bald versuchte er sich selbst in dem Metier. Bei Familienfesten führte Drechsel Tricks vor. Sein Onkel – ein Pfarrer – schenkte ihm den ersten Zauberkasten. Die pietistisch geprägten Eltern beäugten das neue Hobby ihres Sohnes mit Sorge. „Meine Eltern hatten Angst, dass ich mich mit etwas beschäftige, das Christen nicht guttut“, erinnert er sich.

Besonderer Blick auf (Ent-)täuschungen

Drechsel machte zunächst eine Ausbildung zum Mediengestalter. Vor 15 Jahren kramte er seine Zauber-Utensilien vom Dachboden hervor. Er bot sich an, eine private Silvesterfeier mit Illusionskunst zu gestalten. Bis er seine Berufung zum Beruf machte, dauerte es aber noch ein paar Jahre.

Er möchte dem Publikum die biblische Botschaft in seiner Kunstform vermitteln. Aktuell bestreitet er damit 80 Prozent seines Einkommens. Er tritt vorwiegend in christlichen Gemeinden auf, hat sein Programm aber auch schon in Golf-Clubs und im Rahmen von Sportturnieren dargeboten. Drechsel bezeichnet sich bewusst als Illusionskünstler. „Bei Zaubernern denkt jeder an den bösen Zauberer im Märchen. Das deckt sich nicht mit dem, was ich tue.“ Er sagt: „Ich spiele mit dem Gegensatz von Realität und Illusion. Bei mir weiß der Zuschauer vorher, dass er getäuscht wird.“ Im wahren Leben und in der Werbung sei das anders. Deswegen beschäftigt er sich mit den Themen Täuschung und Enttäuschung.

Bei einer Messe sei er mit einer älteren Dame ins Gespräch gekommen. Aus dem Stegreif habe er der Frau einen Trick vorgeführt. An dessen Ende hatte sie eine Karte mit dem Spruch „Gott liebt Dich“ in der Hand. Von Tränen gerührt habe sie die Karte in ihren Geldbeutel gesteckt: „Das ist genau das, was ich brauche“, sagte sie ihm.

Dann erzählt Drechsel von der Goldenen Hochzeit eines Kirchenvorstehers. „Kurz bevor es losging, bekam der Gastgeber Angst, dass die meisten Gäste vermutlich die Feier verlassen würden, würde ihnen etwas Frommes geboten, weil sie nichts mit dem christlichen Glauben anfangen konnten.“ Drechsel zog sein Programm dennoch durch. Er ließ einen Geldschein schweben und vermittelte den Zuschauern, dass Gott sie nicht fallen lässt. Alle Gäste blieben und viele suchten sogar das Gespräch mit dem Künstler.

Staunen über reale Wunder

Mit Gleichgesinnten tauscht sich Drechsel in der Gemeinschaft christlicher Zauberkünstler aus. Dazu gehört auch Dirk Rosemeier. Für den Familienvater ist die Illusionskunst seit 15 Jahren eine willkommene Abwechslung zu seinem Beruf. Der Finanz- und Vermögensberater staunt immer wieder, wie einfach man Bilder transportieren kann: „Das klappt oft besser als mit gesprochenen Worten.“ Rosemeier ist auch Prädikant in der Lip-pischen Landeskirche.

Einmal im Jahr treffen sich die etwa 100 Mitglieder der Gemeinschaft christlicher Zauberkünstler zu einem Kongress. Die Zeit nutzen sie zum künstlerischen und geistigen Auftanken oder um sich regional zu vernetzen. Außerdem geben sie die

in der der christliche Glaube unterschiedlich präsentiert wird, sodass er verschiedene Menschen anspreche. Der traditionelle Gottesdienst sei gut, erreiche aber nur eine bestimmte Klientel. „Wir sollten unterschiedliche Wege gehen. Einer davon kann Gospel Magic sein.“

Er selbst nutzt beispielsweise Konfirmationsgottesdienste, um „zauberhafte“ Elemente in den Gottesdienst einzubauen. Danach höre er immer: „Wenn Kirche öfter so wäre, würde ich häufiger kommen.“ Das Bildhafte Sorge häufig dafür, dass die Menschen Dinge besser verstehen und sich damit beschäftigen. Rosemeier zaubert auch im dienstlichen Kontext. Den Jahresempfang seiner Firma nutzt er, um Kollegen zu überraschen. „Viele haben nichts mit Glauben am Hut.“ Gerne bezieht er sich dabei thematisch auf die Jahreslosung. Als diese von Gott als Kraftquelle des Menschen sprach, nahm Rosemeier einen Maßkrug und verwandelte Wasser in Bier. Das blieb bei seinen Zuschauern im Gedächtnis. „Wasser in Bier zu verwandeln, schaffe ich. Wasser in Wein zu verwandeln, das hat jemand anderes geschafft“, schlägt er die Brücke von der biblischen Botschaft zum täglichen Leben. „Ich arbeite mit Illusionen. Glaube und Erlösung sind mehr als Zauber und Magie. Jesus war Realität und sein Tod am Kreuz hat nichts mit Magie zu tun.“

In Detmold gibt es nach 90 Minuten reichlich Applaus. Die anschließenden Gespräche im Gemeindehaus verdeutlichen,



Gott liebt Dich! Diese Botschaft zaubert Drechsel seinen Zuschauern in die Hand.

Foto: Screenshot YouTube

Zeitschrift „Zauberstab“ heraus. Rosemeier und Drechsel legen Wert darauf, wie sie ihre Inhalte präsentieren: „Die Leute müssen wissen, dass ich keine übernatürlichen Kräfte habe“, sagt Drechsel. „Christen sollen anderen Menschen erzählen, wovon sie begeistert sind“, wünscht er sich. „Positive Erlebnisse in einer netten Atmosphäre machen die Menschen offener.“ Der Laienprediger Rosemeier wünscht sich eine vielfältigere Kirche,

dass die Impulse beim Publikum nachklingen. Es sind die Momente, die Matthias Drechsel selbst „verzaubern“: Faszinierende Begegnungen und Gespräche mit Menschen. Am Ende eines langen Abends macht er sich auf den Weg zu seinem Kollegen Rosemeier, wo er übernachtet. Die Gemeinschaft christlicher Zauberkünstler hat die beiden zusammengebracht und aus Menschen mit derselben Begeisterung Freunde gemacht. ■

Musik, Bücher und mehr

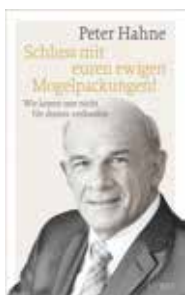
Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Diese Waffe macht das Leben besser

Jeder kann die Welt ein bisschen besser machen – das ist die Botschaft des Moderators und Journalisten Tim Niedernolte. In „Wunderwaffe Wertschätzung“ zeigt er, dass dahinter mehr steckt als naiver Idealismus und Gutmenschentum. Er gibt Beispiele dafür, wie Wertschätzung konkret wird – vom schlichten „danke“ bis zum rücksichtsvollen Umgang mit der Natur; andere aufbauen, statt sie fertigzumachen, „dem Leben die Tür aufhalten“. Er lässt dazu eigene Gedanken einfließen und Impulse, die er aus Gesprächen mit „Mitwertschätzern“ erhalten hat – unter anderen der Journalistin Dunja Hayali, dem ehemaligen Fußballprofi Marcell Jansen und dem Fernsehkoch Christian Rach. Dabei schreibt Niedernolte so ungezwungen, als würde er mit dem Leser bei einem kühlen Glas Bier plaudern. Auch wenn das Thema nicht ganz neu ist: Es lohnt sich. Denn es geht um eine Haltung, die den Unterschied machen kann. Hoffentlich lassen sich viele davon anstecken! | **JONATHAN STEINERT**

Tim Niedernolte: „Wunderwaffe Wertschätzung“, adeo, 208 Seiten, 18 Euro, ISBN 9783863341817



Konservativer Mahner sieht überall Gutmenschen

In seinem Büchlein „Schluss mit euren ewigen Mogelpackungen!“ sammelt der Journalist Peter Hahne Beispiele für Absurditäten aus Politik und Gesellschaft. Gewohnt scharfzüngig geißelt er eine „rot-grüne Ideologie“. Der Islam werde verharmlost, Kirchen und Politiker biederten sich ihm an; der Staat könne seine Bürger nicht vor ausländischen Einbrechern und islamistischen Terroristen schützen. Vieles ist tatsächlich bedenklich. Aber der lamentierende Tonfall ermüdet. Überall entdeckt der Autor „Irrsinn“, „Schwachsinn“ und „Gutmenschen“. So verpufft ernst zu nehmende Kritik. Etwas mehr Differenzierung, Hintergründe, Lösungen würden guttun. | **JONATHAN STEINERT**

Peter Hahne: „Schluss mit euren ewigen Mogelpackungen! Wir lassen uns nicht für dumm verkaufen“, Lübbe, 128 Seiten, 10 Euro, ISBN 9783785726211



Lieben und leiden lernen

Trotz Krankheit, Verlust und Einsamkeit gibt es immer Hoffnung. Das zeigt zumindest Jürgen Mettes zweiter Roman „Esenlaub“. Darin erzählt er von dem Südtiroler Hirten Toni, der als Waisenkind aufgewachsen ist und sich als junger Mann in Evi verliebt – eine Tochter aus gutem Hause. Man muss nun etwas Almhüttenromantik zwischen Badewanne und Heuhaufen über sich ergehen lassen, bis die beiden nach der Hälfte des Buches dankenswerterweise zueinander finden. Genau an dem Punkt ändert Mette das Erzähltempo, als würde die Geschichte erst jetzt beginnen. Denn für das Paar erweisen sich die nächsten Jahre als Probe: Krankheit, Glaubenskrise und Distanz prägen ihr Leben. Mettes Figuren hadern mit Gott, deren Zweifel er ehrlich benennt. Das macht das Buch interessant und regt zum Nachdenken an. Hohe literarische Kost hat der Leser bei „Esenlaub“ nicht zu erwarten, dafür wartet Mette mit einer durchaus unterhaltsamen Lektüre für den nächsten Bergurlaub auf. | **ANNE KLOTZ**

Jürgen Mette: „Esenlaub“, Gerth Medien, 240 Seiten, 15 Euro, ISBN 783957341914



Die Angst vor dem leeren Akku

„Gott ist jung“ gibt ein Gespräch zwischen Papst Franziskus und einem italienischen Journalisten wieder. Franziskus spricht darin über die Gefahren des Internets, wieso gerade Kirchenleute bescheiden sein sollten und warum ihm der Klimawandel wichtig ist. Der Leser erfährt etwas über die Jugendzeit des 81-Jährigen, in der er „voller Träume und Wünsche“ gewesen sei. Auch wie der Papst zum ersten Mal Gott begegnet, schildert er. Wer sich für den Papst und seine Einstellung zu wichtigen Gesellschaftsthemen interessiert, liegt bei dem nur 144 Seiten dicken Büchlein richtig. | **JÖRN SCHUMACHER**

Papst Franziskus: „Gott ist jung. Ein Gespräch mit Thomas Leoncini“, Herder, 144 Seiten, 16 Euro, ISBN 9783451382765



Sommer-Feeling mit Good Weather Forecast

Etwas futuristisch, sehr mitreißend und energiegeladen und eine gute Mischung aus Pop und Funk: Das ist das neue Album „Superhumans“ der Band „Good Weather Forecast“. Ganz getreu ihres Bandnamens, der auf Deutsch „Guter Wetterbericht“ bedeutet, verströmen die neuen Songs „Summer-Feeling“, erinnern an Sonne, Strand und Sorglosigkeit. Musikalisch nutzen die Musiker häufig Synthesizer, auch akustische Gitarren kommen zum Einsatz. Etwas enttäuschend ist, dass alle Songs mehr oder wenig ähnlich klingen. Einen richtigen „Ausreißer“ gibt es auf dem Album nicht. Wer aber leichte Musik für Sommertage sucht, dem sei diese CD ans Herz gelegt. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Good Weather Forecast: „Superhumans“, Starwatch Entertainment GmbH, um 15 Euro, EAN: 0190758031224



Deutsch-Pop-Platte mit gehaltvollen Texten

Mit ihrem Debütalbum „Am Ende des Tages“ startet das Trio Lupid durch. Allerdings sind die Bandmitglieder keine Unbekannten: Lupid ist aus der vorherigen Band Tobias Hundt um den gleichnamigen Sänger entstanden. Nachdem zwei Gründungsmitglieder die Gruppe verlassen hatten, blieben Hundt als Singer/Songwriter, Patrick Serafin am Bass und Keyboard sowie Markus Straßheim am Schlagzeug übrig und stellten sich neu auf. Die aktuelle Platte bettet Hundts Gesang auf einen Synthie-Teppich, gepaart mit Schlagzeug und Klavier. Die Popsongs finden treffende Worte für Gefühle und Emotionen, die manchmal schwer zu fassen sind. Die gehaltvollen Texte sind tiefgründig, gleichzeitig gehen die Lieder leicht ins Ohr. Eine tolle Kombi, die optimal in den Deutsch-Pop-Trend passt, der seit einigen Jahren anhält. „Aus allen Wolken“ hat Ohrwurmcharakter. Der Text von „Heim“ klingt wie ein Liebeslied an jemanden, bei dem man sich zu Hause fühlt – das kann der Liebespartner sein, die Familie – und auch Gott. | **MARTINA BLATT**

Lupid: „Am Ende des Tages“, Airforce1/Universal Music, 13,99 Euro, EAN 0602557287332



Elefanten wieder zu Mücken machen

„Hallo Leben“, so hätte das dritte Album von Johannes Falk auch heißen können. So lebenszugewand, so kraftvoll, so entschlossen dazu, das Gute zu sehen, nicht aufzugeben, weiterzugehen. Den Schwierigkeiten nicht ausweichen, sondern mitten hindurch, um auf der anderen Seite wieder herauszukommen. „Leben ist Leben“, wie es in einem der Titel heißt, und „alles ist besser als ein Leben, das nicht gelebt wird“, sei es auch voller Ängste und Scherben. Der Popsänger und Songwriter weiß: „Es ist alles andere als federleicht, von vorne anzufangen.“ Aber die „Hoffnung bleibt, sie hat den längeren Atem“. Deshalb ermutigt Falk im Titellied „Elefanten“ dazu, aus den großen Sorgen die Luft rauszulassen. Das sind starke Texte mit Tiefgang. Dazu ein moderner, satter Sound mit Streichern, Gitarre, Klavier und teilweise sogar Chor. Musikalisch vielfältig und immer in Bewegung. Ein tolles Album, zum laut Aufdrehen, Zuhören, Mitsingen – und um sich vom Leben umarmen zu lassen. | **JO-NATHAN STEINERT**

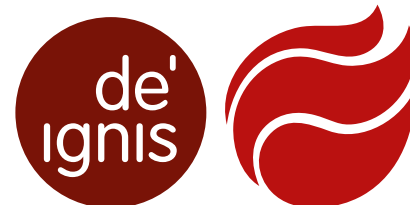
Johannes Falk: „Von Mücken und Elefanten“, Sony Music/Columbia, 15 Euro, EAN 8898544417222



Mehr als gefühlvoll auskomponierte Balladen

2013 legte Oliver Fietz sein erfolgreiches Debütalbum vor, tauschte Mischpult gegen Mikrofon und eroberte als Solokünstler die Bühnen. Es macht ihm immer noch Freude. Das merkt man seiner zweiten Produktion an. Das zwölf Stücke umfassende Album beweist, dass hier ein Künstler seinen eigenen musikalischen Stil entwickelt hat und konsequent seinen Weg geht. Den zeichnet längst mehr aus als gefühlvoll auskomponierte Balladen, die seiner außergewöhnlichen Stimme entgegenkommen. Die neuen Stücke sind teils poppig-modern arrangiert. „Immer noch“ enthält Material, das durchaus radio tauglich daher kommt – zum Beispiel das eingängige Lied „Ich höre dich“. Wie bei der ersten CD ist Fietz' Ehefrau Irene für die tiefgründigen und im besten Sinne frommen Texte verantwortlich. Das beim Verlag erhältliche Lieder- und Textheft sowie eine Playback-CD machen die Songs für den Einsatz in der Gemeinde verfügbar. | **CHRISTOPH ZÖRB**

Oliver Fietz: „Immer noch“, Abakus Musik, ab 12,95 Euro (MP3), ISBN 4018517913245



Kompetenz. Und Gottvertrauen.

Alltagsakrobat.

Durch Psychotherapie,
Psychiatrie, Psychosomatik
auf christlicher Basis.

In der de'ignis-Fachklinik erhalten Sie bei psychischen und psychosomatischen Erkrankungen, wie zum Beispiel Depressionen, Ängsten, Zwängen und Burnout, sowohl **stationär** als auch **ambulant** oder **tagesklinisch** eine individuell auf Sie ausgerichtete Behandlung. Nutzen Sie auch unsere **Präventionsangebote**, um bereits heute Ihrer seelischen Gesundheit nachhaltig etwas Gutes zu tun.

*Meine Seele
verdient die beste
Behandlung.*

Besuchen Sie uns auf www.deignis.de

de'ignis-Fachklinik gGmbH • Walddorfer Straße 23 • 72227 Egenhausen • Telefon 07453 9391-0 • info@deignis.de